

Die Grundsteinlegung der St. Caroluskirche in Breslau
Die drei Hammerschläge



Die Grundsteinlegung der kath. St. Caroluskirche in Breslau
Die Einsegnung der Fundamente

Die Grundsteinlegung der St. Caroluskirche in Breslau

In unserer letzten Chronik gedachten wir bereits der Grundsteinlegung der katholischen St. Caroluskirche in Breslau, die am 23. April erfolgte. Das neue Gotteshaus wird sich an der Kreuzung der Gabitz- und Charlottenstraße erheben. Diesmal sind wir in der Lage, unseren Lesern zwei Szenen aus jener Feierlichkeit im Bilde vorzuführen. Das Bild auf S. 453 zeigt uns im Mittelgrunde Herrn Erzpriester Dr. Bergel, der eben die drei Hammerschläge ausführt. Im linken Seitengrunde gewahren wir Bürgermeister Trentin, der als Vertreter der Stadt der Feierlichkeit beiwohnte. Als Assistent bei dem festlichen Akte wirkte Pfarrer Wirsing. Das andere Bild läßt uns einen Blick auf den gesamten Bauplan tun und hält den Augenblick der Einweihung der Fundamente fest.

Die höchste Kanzel in Schlesien

Die „höchste" Kanzel in Schlesien steht bekanntlich in der 874 Meter über dem Meere gelegenen Kirche Wang, Gemeinde Brückenberg im Riesengebirge. In diesen Zeilen handelt es sich jedoch um eine andere „höchste" Kanzel, nicht im geographischen, sondern im arithmetisch-bautechnischen Wortsinne. Es ist dies die evangelische Dreifaltigkeitskirche in Neusalz, 67 Meter über dem Meere gelegen, die den Anspruch erhebt, wohl über Schlesiens Grenzen hinaus die höchste Kanzel zu besitzen. Bei letzterer beträgt der Abstand vom Fußboden des Altarraumes bis zu ihrem eigenen Fußboden 4,75 Meter, bis zum Rande der Kanzelbrüstung 5,70 Meter. Der Prediger steht 5,10 Meter über der Gemeinde. Wie die Abbildung zeigt, befindet sich die Kanzel direkt hinter dem Altare, so daß sie das Altarbild bezw. die Wandung des Altars überragt und in dem Fernerstehenden den Eindruck erweckt, über dem Altar selbst eingebaut zu sein.

Das Interessante an der Anlage liegt wesentlich darin, daß dieser Kanzelstandort nicht der ursprüngliche ist. In der im Jahre 1839 fertiggestellten und am Dreifaltigkeitssonntag 1839 eingeweihten Kirche, — die unter persönlichem Eingreifen des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Entwürfen des bekannten Architekten Stüler erbaut ist, und die architektonisch nur den Wert eines herrlichen, zirka 12 Meter hohen arcus triumphalis (siehe Bild) besitzt, während sie in ihrem Inneren lediglich den Anblick einer mit ziemlich massiven Doppelemporen ausgenützten Saalkirche darbietet —, befand sich der Altar etwa 1 Meter mehr ostwärts im Presbyterium: die Kanzel aber stand, über 2 Meter von der jetzigen Stelle entfernt, an der Südseite zwischen dem Chorraum und den Emporen, da, wo auf dem Bilde Gasofen und Gaslampe sichtbar sind. Noch heut weist in der hinter dem Altarraum befindlichen Sakristei eine Wandtür den Zugang und die ungefähre Höhe der ursprünglichen Kanzelstelle nach.

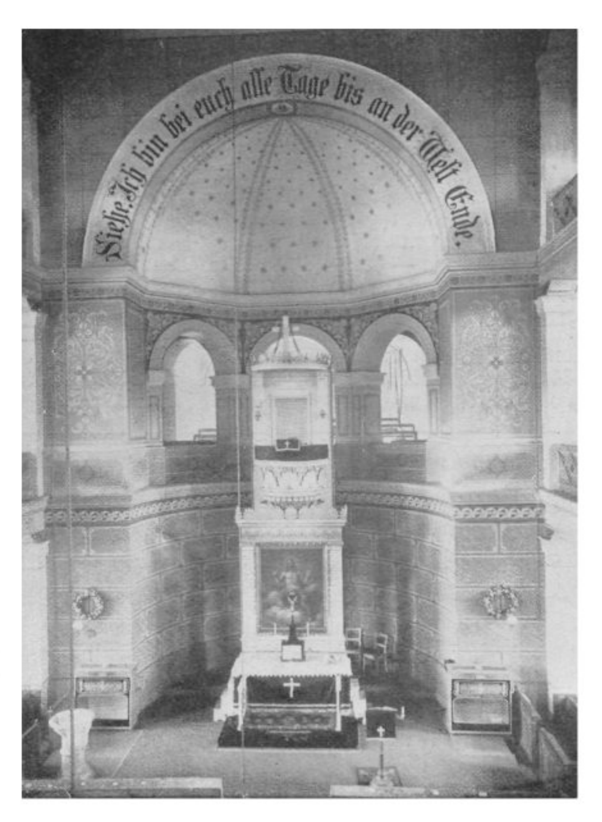
Sehr bald nach Ingebrauchnahme des Gotteshauses begannen aber Verhandlungen über Klagen der Kirchenbesucher. Von den meisten der auf den Emporen eingerichteten 1600 Sitzplätze aus — der untere Kirchenraum zählt nur zirka 500 Sitzplätze —, konnte man nämlich den Prediger entweder nicht genügend sehen oder nicht genügend hören. Im Jahre 1848 wurde daraufhin dann schließlich von den Behörden die seitdem bestehende Umstellung vorgenommen, allerdings um den schweren Preis, daß für den nunmehr meist überall sichtbaren und hörbaren Prediger sein Standort nicht bloß eine zuverlässige körperliche Schwindelfreiheit erfordert, sondern daß auch selbst dem durch Jahrzehnte „eingesessenen" Kanzelredner das Empfinden, immer „zu sehr von oben herab zu reden", ein stetes Unbehagen bereitet. Auswärtige Prediger haben sehr oft erklärt, daß diese Kanzel ihnen, wenigstens zuerst, eine förmliche Tortur bereitet hat.

Aber auch die Hörer befinden sich zum Teil in ungemütlicher Verfassung, namentlich die dem Altarraum zunächst sitzenden. Es ist den meisten unter ihnen nicht möglich, längere Zeit ohne Nackenbeschwerden zur Kanzel hinaufzusehen.

So erregt auch diese Höhe, wie alles Hohe, Beschwerden. Jedenfalls muß der frühere Notstand ein noch stärkerer gewesen sein; man hätte sonst nicht 8 Jahre lang an der Umstellung der Kanzel gearbeitet.

Mit der prinzipiellen Vorliebe des modern-protestantischen Kirchbaustils, der die Kanzel im Altarraum in der Längsachse der Kirche aufzustellen liebt, hat nachweisbar diese Umstellung nicht das geringste zu tun;

man hat im Gegenteil zu der getroffenen Stellung im Altarraume sich ausdrücklich nur widerwillig entschlossen mit der Begründung, daß die Kanzel bei dieser Aenderung „nicht über, sondern hinter dem Altare“ zu stehen komme. Eine Eigentümlichkeit bietet übrigens das vorliegende Bild auch noch insofern, als es das vom Kronprinzen gestiftete Altarbild „Jesus, gen Himmel fahrend“ zeigt, das der Kirche ursprünglich den Namen „Himmelfahrtskirche“ geben sollte. Merkwürdigerweise fand man diese Bezeichnung damals für nicht ganz geeignet und benutzte die Verzögerung der Einweihung bis zum Trinitatisfest zur Wahl des Namens „Dreifaltigkeitskirche“.



Altar und Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Neusalz

Daß in derselben Kirche auch die Höhenlage der auf der zweiten Empore über dem Haupteingang am Westgiebel eingebauten Orgel mit 10,65 Metern eine nicht unbeträchtliche ist, sei anhangsweise bemerkt. Aber diese Orgelhöhe ist nichts Seltenes. Näheres über die Kirche bitte ich den sich interessierenden Leser zu vergleichen in meiner Geschichte von Neusalz (1903 bei M. Siltz, S. 119 ff.)

Von Interesse wäre es, zu erfahren, wo eine annähernd hohe Kanzel sich etwa sonst noch befindet.[1])

Paul Bronisch in Neusalz

Zur schlesischen Siedlungskunde

Die Wüstung Quirl im Riesengebirge[2].) Wer von Petersdorf im Riesengebirge zur Bismarckhöhe wandern will, kann den Weg durchs liebliche Quirltal wählen. Der Talgrund, umrahmt von nicht hohen, aber steil abfallenden Bergen, zieht sich in süd-nördlicher Richtung etwa $2^1/_2$ Kilometer hin und wird von einem kleinen, rechten Zuflusse des Zacken, vom Quirlbach, entwässert, der bei der Enge'schen Papierfabrik in Nieder-Petersdorf in einen vom Zacken abgeleiteten Mühlbach mündet. Verfolgt man das unscheinbare Wässerlein etwa eine halbe Wegstunde aufwärts, so kommt man zu einem ziemlich breiten Talgrund, der zum Teil von saftigen Wiesen eingenommen wird. Hier im oberen Quirltale soll in grauer Vorzeit ein Dörflein Namens „Quirl“ bestanden haben. Noch zeigt man „im Quirl“ einen begrasten Hügel, den der gemeine Mann „Zoappa-Kella“ und „Zoappa-Schenke“ nennt, als Standort des untergegangenen Dorfkretschams, und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts will man hier Haustrümmer und Kellergewölbe gesehen haben. Am rechten Talabhange, am südwestlichen Abfall des Sabrich, heißt ein Flurstück laut Kataster und im Volksmunde „'s Kirchhöfl“ (zum Maiwaldschen Bauerngut Nr. 15 in Hermsdorf u. K. gehörig), das als Friedhof der Wüstung Quirl gedient haben soll. Eine aus großen Steinen bestehende Brücke über den Quirlbach führt den Namen „Kirch- oder Totenbrücke“.

Bereits vor dem Jahre 1400 war angeblich das Quirltal schon von Siedlern aufgesucht. Während des 30jährigen Krieges oder schon früher wurde das Dorf nach der Ueberlieferung von der Pest befallen, und seine Bewohner starben allesamt bis auf die Tochter vom „Zoappa-Koarle“, die mit Erfolg dem Rat einer Stimme aus den Lüften gefolgt war, die ihr zugerufen hatte: „Trink Pimpernell und Baldrian, so wird die Pest ein Ende hoan.“ Allabendlich konnte man in vergangenen Tagen einen unheimlich-gespenstischen Leichenzug hinauf zum „Kirchhöfl“ wandern sehen. Eine Hermsdorfer Frau fand am „Kirchhöfl“ einen Schatz; davon stiftete sie der katholischen Kirche in Hermsdorf eine neue Glocke, und seit diesem Tage kam der Leichenspuk zur Ruhe. Nach der Aussage anderer ortskundiger Leute wurden nicht alle Dörfler im Quirl von der Pest dahingerafft, sondern zum Teil flohen sie vor ihr davon und siedelten sich in den umliegenden Tälern wieder an. Es würde sich dann also nur um eine Ortsverlegung handeln, wie man sie häufig schon bei schlesischen Wüstungen feststellen konnte[3]).

Einige Häuser bei der Enge'schen Papierfabrik in Nieder-Petersdorf sollen von geflüchteten Siedlern des Quirl gegründet sein. Dicht bei dieser Fabrik stand am Mühlgraben der Sage nach zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine Mühle, deren Besitzer Hans Peter hieß, und erst durch den Zuzug der Bewohner aus dem Quirl wurde die Dorfschaft Petersdorf begründet. Bis zu der Neunummerierung des Dorfes führte in Petersdorf die Papierfabrik die Hausnummer 1, ein Garten in der Nähe hieß Garten Nr. 1, ein Bauerngut dabei Bauerngut Nr. 1, und die Besitzer hatten Grundstücke im Quirl zu eigen. Das sogenannte „Töpperhaus“ unterhalb der Wilhelmshöhe an der „Hochseite,“ ehedem aus zwei Häusern dicht bei der Haltestelle Nieder-Petersdorf, sowie die nordwestlich davon noch heute bestehenden vier „Zeskenhäuser“ werden als Gründungen der Quirlbewohner angesehen. Nach der Volksmeinung mündete einst der Kleine Zacken südlich von den Zeskenhäusern ein, und bei ihnen sollen noch drei weitere Quirlhäuser gestanden

[1]) Nach Fertigstellung entdecke ich in Nr. 12, Jahrgang 1910, der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst von Sonend-Spitta S. 316 ff *ein geradezu abstoßendes, neu erbautes Monstrum* einer noch höheren Kanzel in der dort abgebildeten neuen tschechisch-reformierten Kirche in Krabesditz in Böhmen. Hier hat man einfach die Kanzel in die Empore des Ostgiebels eingebaut.

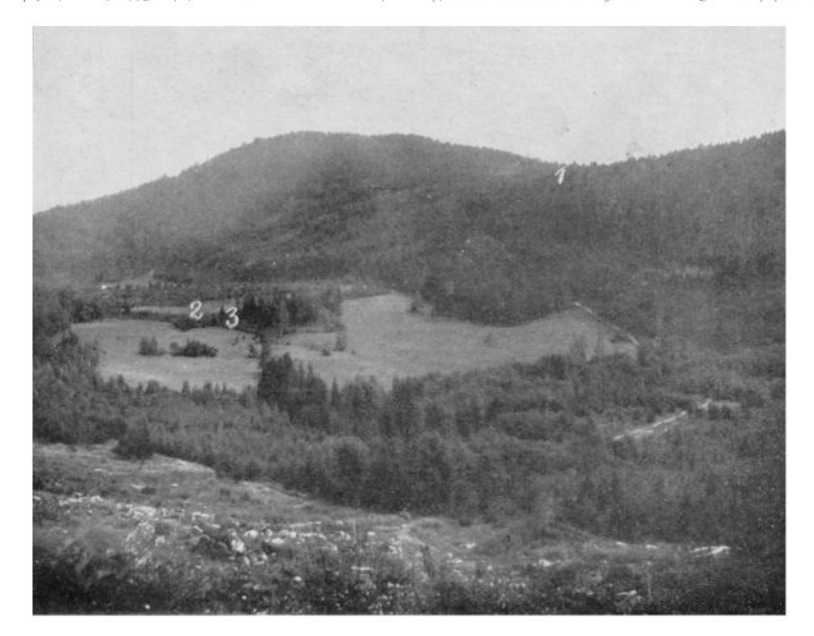
[2]) Einige Nachrichten über Quirl finden sich bei R. Cogho: Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge, 1903, Seite 37 f. und in dem von der Ortsgruppe Petersdorf herausgegebenen Führer durch Petersdorf und Hartenberg; in der neuen 4. Auflage fehlt der Abschnitt „Geschichtliches“. Weitere Auskunft über die Wüstung verdanke ich den Herren: Lehrer Knappe-Agnetendorf, Gemeindevorsteher Wagenknecht Hermsdorf u. K. und vor allem Herrn Fabrikbesitzer Enge-Petersdorf.

[3]) Siehe die Orte: Jocksdorf-Breitenau im Gesenke (Mitteil. d. Schles. Gesellsch. f. Volksk. XX. Heft 1908, S. 86 f.), Kühschmalz, Kr. Grottkau (ebenda S, 80), Klein-Zeltsch, Kr. Ohlau (Knie, Uebersicht der Dörfer . . ., 2. Aufl., S. 255), Alt-Reichenbach-Stadt Reichenbach (Darstell. u. Quellen z. schles. Gesch. VI. S. 102), Rungendorf, Kr. Schweidnitz (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schles., Bd. 41, S. 377 f.), Ludewigsdorf-Allersdorf, Kr. Landeshut (ebenda Bd. 40, S. 320 f.), Nastelwitz-Sibyllenort (ebenda Bd. 40, S. 309), Friedrichstabor, Kr. Groß-Wartenberg (Partsch, Schlesien II, S. 443.)

haben, die durch Hochwasser verwüstet und nochmals verlegt wurden und heute östlich neben der Kirche ihren Platz gefunden haben. In Agnetendorf soll das Schön'sche Haus (gegenüber der alten Exnerschen Brettschneidemühle) von Leuten aus dem Quirl angelegt sein. Bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts zeigte man auch in Hermsdorf solch ein Quirlhaus.

Im Quirltal soll's noch heute nicht ganz geheuer sein. Wenn die Kinder in den Quirl Beeren pflücken gehen, lassen sie wohl im Uebermut einen jodlerartigen Ruf ertönen: „Zoappa-Koarle an (und) Zoappa-Mize — huu — huu." Aber dann heißt es Obacht geben; denn die geärgerten Quirlgeister führen wohl leicht den Spötter in die Irre. Die Kinder suchen noch heute gern im Sande des Quirlbaches „Wundersteindl", die aus bunten Glasschlacken bestehen. Ihr Vorkommen wurde erst vor 14 Jahren hinreichend aufgeklärt, als die Herrschaft Schaffgotsch im Quirl eine Wiese zur Aufforstung ankaufte. Da die Wiese sehr feucht war, nahm man eine sogenannte Hügelpflanzung vor. Bei dieser wird neben der Pflanzstätte ein Stück Rasen ausgehoben und umgekehrt mit den Wurzeln nach oben auf die Pflanzstelle übertragen. An dem gewendeten Rasen hingen nun überall wie Tauperlen Glastropfen, und bald fanden sich auch etwas tiefer Hafenreste vor, die noch teilweise mit Glasschmelze ausgefüllt waren. Auch Topfreste traf man an, gewöhnlichen Blumentöpfen gleichend, die ein Sachverständiger für Kühltöpfe der Glasfabrikation erklärte. Dieser Abraum war so reichlich vorhanden, daß man damit hätte ganze Fuhren beladen können. Heute ist die Pflanzstelle mit 1 1/2 Meter hohen Fichten bestanden, die bereits „Schluß bekommen" haben und eine weitere Nachforschung unmöglich machen.

Diese Ausgrabung gibt uns einen sicheren Anhaltspunkt dafür, daß im „Quirl" in der Tat eine Siedlung um eine Glashütte bestanden haben muß. Bei der Ausgrabung fand man zwar keine Fundamente der Hütte; aber das darf nicht wundernehmen, da sie wahrscheinlich als leichter Holzbau („Hütte") errichtet war. Da urkundliche Nachrichten über die Wüstung bisher nicht zu finden waren[1]), läßt sich über die Zeit der Gründung und des Untergangs von Quirl nichts Bestimmtes sagen. Nur Fabrikbesitzer Enge erblickt im Aufhören des Glashüttenbetriebes im Quirl, der vielleicht durch Erschöpfung des Quarzreichtums der Gegend oder durch wirtschaftliche Krisen bedingt war, die Hauptursache für das Wüstwerden der Siedelung. Vielleicht hat aber der Volksmund recht, wenn er die Pest als Ursache nennt. Auch anderwärts im schlesischen Gebirge, zwischen den Dörfern Lindenau und Kl.-Hennersdorf, Kreis Landeshut, bezeichnet der gemeine Mann eine Wustung oder Wustige genannte Fläche als Standort einer abgegangenen Siedlung, deren Bewohner im Jahre 1633 sämtlich an der Pest gestorben sein sollen[2]). Es ist klar, daß solche im wahrsten Sinne des Wortes „verpestete" Ortschaften anfangs aus Furcht vor der Ansteckung gemieden wurden; später aber mögen abergläubische Vorstellungen den Wiederaufbau dieser als „verrufen" geltenden Dörfer verhindert haben.



phot. M. Treblin in Breslau

Talgrund der Wüstung Quirl i. R.
1. „Kirchhöfl", 2. Standort der Glashütte, 3. Standort des Kretschams

Das Dorf Petersdorf ist nicht, wie die Ueberlieferung wissen will, nach dem Jahre 1402 begründet worden, sondern bereits im Jahre 1305 wird Petirsdorf im großen Einnahmeverzeichnis des Breslauer Bistums aufgeführt[3]). Seinen Namen erhielt der Ort zweifellos nach dem Unternehmer (locator.) Dr. Martin Treblin in Breslau

Münzenfunde

Münsterberg. Einen wertvollen Fund von Goldmünzen machten Bauarbeiter beim Abbruch des dem Bäckermeister Joseph Kahlert gehörigen Hauses am Ringe Nr. 19. Im Kellergewölbe wurde ein Zinkkästchen von der Größe einer Tabaksdose eingemauert gefunden. Es ist oval gearbeitet und mit ziselierten Figuren geschmückt. Der Deckel trägt das Bildnis eines Fürsten in stehender Figur. In dem Kästchen befanden sich 28 goldene Münzen, alle gut erhalten, in hellem Gelb. Zwei von ihnen haben die Größe eines Talerstückes, eins davon auch die Stärke eines Talers. Das stärkere Stück zeigt das vortrefflich erhaltene Bildnis des Polenkönigs Stephan. Das

[1]) Ich habe vergeblich danach auf dem Kgl. Staatsarchiv in Breslau gesucht.

[2]) Darstellungen und Quellen zur schles. Gesch. VI. S. 113.
[3]) Cod. Diplom. Siles. XIV. D. 299. S. 137.

ausdrucksvolle Gesicht ist mit einem Vollbart umrahmt. Das Haupt trägt die Königskrone. Die Umschrift lautet: Stephanus D. G. Rex Pol. Mag. Dux Litros P. 1585. Die Rückseite zeigt ein Wappen und die Umschrift Ex Acoro Soido. Regie. Civitas Gedanensis F. F. Die kostbare Goldmünze hängt an einem etwa 1 Zentimeter breiten und gelb-braun-blau-farbigen Seidenbande, war also als Schmuck zu tragen. Das Band ist mit 12 Stück kleinen Goldmünzen von der Größe unserer Zehnmarkstücke geschmückt. Die Inschriften und Figuren auf diesen kleinen Schmuckstücken beziehen sich auf Heilige und Fürsten. Das Wertvollste an dem Schmuck sind die am unteren Rande der großen Münze an feinem Draht hängenden drei echten Perlen. Die zweite große Goldmünze zeigt ein madonnenähnliches Bildnis; die Rückseite trägt ein Wappen mit Kronen. Die übrigen 14 kleineren Goldmünzen haben die Größe von Zehn- und Zwanzigmarkstücken, sind aber schwächer. Ihre Prägung ist ebenfalls sehr gut erhalten. Die älteste (aus dem Jahre 1533) trägt die Inschrift: Ladislaus K. P., und die Rückseite: Ferdinand D. G. R. Vngarie. Die 13 übrigen Stücke stammen aus den Jahren 1550, 1587, 1589, 1595, 1598, 1602, 1606, 1608, 1612 und 1619. Die kleinen Münzen sind auf eigenartige Weise an dem Seidenbande des großen Schmuckstückes befestigt. Sie sind nämlich in der Mitte umgebogen, so daß sie das Band wie eine Klammer umschließen. Alle Goldstücke, einschließlich der beiden großen, wurden auf etwa 600 Mark Goldwert geschätzt. Es ist anzunehmen, daß die Münzen im dreißigjährigen Kriege im Keller eingemauert worden sind. Im Jahre 1633 herrschte in Münsterberg die Pest, von der nur 20 Bürger verschont blieben. Jedenfalls sind die Eigentümer des wertvollen Goldschatzes an der Pest gestorben, und der Schatz blieb deshalb bis jetzt unentdeckt.

Denkmäler

Das Denkmal auf dem Fischerberge bei Gnadenfrei, Kreis Reichenbach. Von verschiedenen Seiten war oft angeregt worden, auf dem Fischerberge bei Gnadenfrei ein Denkmal zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht zu errichten, die der Herzog von Braunschweig-Bevern vom 13. bis 16. August 1762 dort geschlagen hat. Der Eulengebirgsverein Peilau—Gnadenfrei nahm die Angelegenheit in die Hand und förderte sie nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten soweit, daß am 11. September v. J. die Einweihung des Denkmals stattfinden konnte. Das Denkmal ist recht geschmackvoll aus Findlingen vom Ingenieur J. Jaekel in Jauer nach dem Entwurfe des Bahnmeisters Sperlich in Gnadenfrei errichtet worden. In der Mitte prangt eine aus schwedischem Granit gefertigte Platte, welche in erhaben geblasener Schrift die Inschrift trägt: Dem Gedächtnis der in der Schlacht bei Reichenbach am 16. August 1762 gefallenen und verwundeten preußischen und österreichischen Krieger. — Nun zur Schlacht selbst, deren Beschreibung mir durch das liebenswürdige Entgegenkommen von Herrn Dr. Mikule möglich ist. Im Jahre 1761 war Preußen von Unglücksfällen betroffen worden, wie kaum wohl in einem der früheren Feldzüge des 7 jährigen Krieges. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oesterreicher Herren des ganzen schlesischen Gebirges und von Liegnitz, Jauer, Schweidnitz und Münsterberg geworden. Vor Schweidnitz kam es am 21. Juli 1762 in Burkersdorf und Leutmannsdorf zum Kampfe, welcher für Friedrich hätte verhängnisvoll werden können. Kurz vor der Schlacht traf nämlich die Nachricht von der Ermordung Peters III. von Rußland ein. General Czernitscheff erhielt von der neuen Kaiserin Katharina II. den Befehl, sich von Friedrichs Armee zu trennen. Czernitscheff aber, ein Bewunderer des Königs, ignorierte diesen Auftrag und blieb in Kriegsstellung. Die Preußen bekamen hierdurch freie Hand, schlugen die Oesterreicher und belagerten Schweidnitz. Ein preußisches Korps unter dem Befehl des Herzogs von Bevern folgte nach, und es entwickelte sich ein neues Gefecht: die Schlacht am Fischerberge. Das Korps des Herzogs von Bevern hatte 2 Bataillone Infanterie und 93 Eskadrons Kavallerie zur Verfügung und sollte die Oesterreicher hindern, den Belagerern von Schweidnitz in den Rücken zu fallen, und dafür sorgen, daß der königlichen Armee ungestört Lebensmittel zugeführt



phot. P. F. Seidel in Frankenstein

Das Denkmal auf dem Fischerberge bei Gnadenfrei

werden könnten. Auf seinem Marsche war Bevern bis in die Nähe der Stadt Nimptsch gekommen. Am 13. August erhielt der österreichische General Beck hiervon Kenntnis und wollte die Kleutscher Höhen, Gnadenfrei und Peilau besetzen. Am 14. August kam er nach Kleutsch, fand aber dort schon preußische Vorposten, die ihn im Verein mit 200 Husaren des Majors Zeilenberg und dem Husarenregiment Möhring nebst 200 Dragonern zurückschlugen. General Beck ging nun auf die Höhen von Rosenbach und Lampersdorf, während Bevern Kleutsch, Dittmannsdorf, Zülzendorf und Ellguth besetzte, wodurch er bis Frankenstein freies Gesichtsfeld besaß. Der König sandte von Peterswaldau aus zur Verstärkung Beverns 5 Eskadrons Dragoner, 10 schwere Kanonen und 10 Haubitzen. Der österreichische General Beck hatte noch die Brigade Vogelsang und den General Bethlehem zur Verstärkung erhalten. Feldmarschall Laudon war im Anzuge. Gegen 2 Uhr morgens am 16. August gingen die Oesterreicher vereinigt vor und drängten den Herzog von Bevern und den Major Zeilenberg bis Peilau zurück. Der Herzog besetzte den Fischerberg und ließ eine Redoute aufwerfen. Die Oesterreicher teilten sich in 3 Kolonnen: Laszy marschierte über Schönwalde, Quickendorf und Habendorf, O'donell, sehr stark an Reitern, über Schönwalde, Raschdorf, Tannhäuser und Langenbielau; Laudon, der auch eingetroffen war, ging durch Steinkunzendorf und Neubielau. Den Oesterreichern war es gelungen, Bevern so zu stellen, daß er von 2 Seiten angegriffen werden konnte. Friedrich wurde dies bekannt, und er beschloß, den Herzog von Peterswaldau aus zu unterstützen. Daun befand sich gleichfalls bei den Truppen gegen Bevern; der österreichische General Laszy hatte den Oberbefehl übernommen. Die ganze Macht betrug 67 Bataillone Infanterie, 113 Schwadronen Kavallerie, 20 Quartierschlangen, 24 Feldkanonen und 130 Feldstücke, zusammen 47 000 bis 48 000 Mann. Der Herzog von Bevern verfügte nur über 11 Bataillone, 25 Schwadronen, also kaum 7000 Mann mit 10 Brummen, 10 Haubitzen und 52 sonstigen Geschützen. Ein großer Teil der Mannschaften war durch die weitausgedehnte Vorpostenkette in Anspruch genommen. Um 3 Uhr nachmittags brachen die Oesterreicher ihre Zeit ab und setzten sich zwischen Habendorf und Langenbielau in Bewegung. General Brentano marschierte gegen Nieder-Peilau und General O'donell stieß mit 4 anderen Regimentern zu ihm. Die Kavallerie passierte um 4 Uhr das Dorf und stellte sich in zwei Treffen auf. Bevern ließ die Dragoner von Fluß und Württemberg und 3 Eskadrons Möhring-Husaren auf den rechten Flügel gehen, um die Kavallerie aufzuhalten. Oberstleutnant Owstieu postierte seine 700 Reiter so, daß der Feind dem Herzog die linke Flanke bot. Das Manöver glückte, die Oesterreicher hielten und sandten nur Flankeurs vor. Die Infanterie Brentanos folgte nun durch Nieder-Peilau nach und rückte vor; doch wurde sie von der auf dem rechten Flügel des Herzogs stehenden Artillerie aus der schon erwähnten Redoute derartig mit Feuer begrüßt, daß es nur 2 Bataillonen gelang, sich hinter der vor Nieder-Peilau befindlichen Höhe aufzustellen. Der Rest blieb im Dorfe Peilau mit seinen zitternden Bewohnern. War doch Befehl gegeben worden, daß Peilau und Gnadenfrei nach dem Siege geplündert werden sollten. Gegen 5 Uhr brachten die Oesterreicher auf die Höhe vor Peilau eine starke Batterie. General Beck war, von den Preußen unbemerkt, abmarschiert. Die linke Flügelkolonne ging durch Oberpeilau nach Girlachsdorf. General Simbschön machte Front und beschäftigte die ganze linke Flanke des Herzogs. Vom Kirchhofe aus beschossen zwei österreichische Batterien den Fischerberg. Durch dieses Feuer gedeckt, zog General Beck mit seinen Truppen rechts durch Haunold und quer durch Oberpeilau um den Fischerberg herum, warf die preußischen Feldwachen über den Haufen und drang so von der Rückseite des Fischerberges gegen Bevern vor. Dieser entdeckte das Vorhaben seiner Feinde, fühlte sich der Hilfe des Königs sicher und hielt deshalb auf seinem Posten mit großer Besonnenheit aus. Der Fischerberg war besetzt von den preußischen Regimentern Kassel, dem Grenadier-Regiment Schätzel und einem Bataillon Neuwied. Zwei Bataillone Markgraf Heinrich marschierten nach dem Girlsberge, um den feindlichen Marsch aufzuhalten. Die preußischen Truppen wurden zwar durch 3 Bataillone Kroaten angegriffen, schlugen aber den Angriff tapfer zurück. Zwei feindliche Bataillone erreichten jedoch, daß die preußischen Truppen mit Verlust ihrer beiden Kanonen nach dem Schobergrunde geworfen wurden. General Beck ließ nun auf dem Girlsberge Infanterie und eine große Anzahl Kanonen zurück, und zog selbst nach dem Schobergrunde. Nur eine dünne Stelle bei Reichenbach war nun noch für die preußischen Truppen offen, sonst war ihre Umschließung gelungen. Den Fischerberg verteidigten 24 Geschütze. Bevern ließ 10 Stück davon gegen den Girlsberg arbeiten und sandte gegen die Höhenzüge, welche den Schobergrund begleiten, das halbe Bataillon Schätzel, das 1. Bataillon Markgraf Heinrich, einen Teil des Bataillons Neuwied und einige leichte Kanonen vor. Das Bataillon Rothkirch ging im Geschwindmarsch über den Schobergrund, warf sich den Feinden entgegen und begrüßte die Beck'sche Spitze mit so lebhaftem Gewehrfeuer, daß die österreichische Infanterie bis in den Wald zurückwich. Die morastigen Teile des Schobergrundes waren eine weitere Hilfe für die Preußen; denn Beck konnte nicht weitermarschieren. Die preußischen Truppen belästigten ihn dabei auch mit heftigem Gewehrfeuer. Inzwischen versuchte General Laszy von Mittel-Peilau aus den Fischerberg zu stürmen; Brentano sollte nachkommen. Die Lage des Herzogs von Bevern war dadurch sehr ernst geworden, doch der Feind selbst war sein Retter. Feldmarschall Daun hielt auf der Habendorfer Höhe und hatte keine Ahnung, daß die Umgehung der Preußen gelungen sei. Er hörte wohl die Kanonade; doch als ihm das Herannahen eines starken preußischen Korps von Peterswaldau aus gemeldet wurde, gab er dem General Laszy den Befehl, das Gefecht beim Fischerberge einzustellen. Beck bekam gegen $^{1}/_{2}6$ Uhr die Weisung, sich zurückzuziehen. Um 6 Uhr trafen Friedrichs Hilfstruppen — aber zu spät — ein. Bei Peilau-Schlössel entwickelte sich noch ein Gefecht. Die Oesterreicher waren aber bald geworfen und zogen sich unter dem Schutze der einbrechenden Nacht auf den Kleutschberg zurück. Sie hatten 800 Tote und Verwundete und 340 Gefangene, zusammen 1140 Mann, verloren. Am nächsten Tage, dem 17. August, standen sich Preußen und Oesterreicher wiederum in drohenden Stellungen gegenüber. Zu einem neuen Gefecht kam es jedoch nicht, da die Feinde abzogen. So war also der Sieg ein vollständiger, und der König begab sich wieder nach Peterswaldau zurück. Generalleutnant Werner und Oberst Mähring besetzten die Habendorfer Höhen und den Kleutschberg. Diese Maßnahmen waren aber nicht mehr erforderlich, da die Oesterreicher bis über die schlesische Grenze zurückgingen. Die Schlacht am Fischerberge erleichterte die Eroberung von Schweidnitz und trug wesentlich zum endlichen Abschluß des Friedens bei. Geschichtlich merkwürdig ist die Schlacht auch dadurch, daß sie das letzte Gefecht war, das zwischen Preußen und Oesterreichern auf schlesischem Boden ausgefochten wurde. Im August 1862 fand eine Hundertjahrfeier auf dem Berge statt, welche mehrere Tage dauerte.

P. F. Seidel in Frankenstein

Aus der Sammelmappe

Wolfsjagden am Zobten. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts waren Wölfe in Schlesien ziemlich zahlreich anzutreffen und versetzten zeitweise die Bewohner, besonders auf dem Lande und in abgelegenen Gehöften, in Angst und Schrecken.

Im Jahre 1786 zeigten sich die Wölfe in besonders großen Mengen im Fürstentum Schweidnitz, wo man sie in Rudeln von mehr als einem Dutzend beobachtete. In den Dörfern Rungendorf, Tampadel und Borganie wurden Hunde und Schafherden von ihnen überfallen; sogar in den Wällen der Festung Schweidnitz erlegte man 2 Wölfe.

Um dem immer größeren Ueberhandnehmen der Plage zu steuern, gewährte die breslauische Kammer eine Prämie von 5 Rlr. auf jeden im Fürstentume Schweidnitz erlegten Wolf und veranstaltete auch eine Wolfsjagd am Zobten unter Leitung des Fürsten v. Hohenlohe und der Herren v. Köckritz und v. Mutius, deren Ausbeute aber, trotzdem 20 Förster und Jäger und 400 als Treiber beorderte Bauern dazu aufgeboten waren, nur 6 getötete Wölfe betrug.

Man beschloß damals daher noch eine Wiederholung der Jagd zu einem späteren Termine. E. S.

Vereine

Die VII. Generalversammlung des Schlesischen Frauenverbandes in Breslau. Vom 1. bis 3. Mai tagte die 7. Generalversammlung des Schlesischen Frauenverbandes in Breslaus Mauern. In den beiden letzten Jahren waren Görlitz und Gleiwitz Kongreßorte gewesen. Die Tagung begann mit einem Begrüßungsabend der Delegierten im „König von Ungarn". Frau Geheimrat Wegner, die Vorsitzende des Verbandes, hieß die Gäste freundlichst willkommen. Verschiedene Reden, auch zum Preise des Vereins „Frauenwohl", welcher gleichzeitig sein 20 jähriges Bestehen feierte, folgten. Am 2. Mai begann die Arbeit. In der öffentlichen Versammlung kamen verschiedene soziale Probleme zur Sprache. Ueber das Fortbildungsschulwesen referierte Frl. Hilscher-Panten. Sie führte u. a. aus, daß es am günstigsten auf diesem Gebiete in Oberschlesien bestellt sei, während in Breslau noch manches zu wünschen übrig bleibe. Frau Geheimrat Dr. Schüler berichtete über den Kassenbestand, während Frl. von Prittwitz und Gaffron-Görlitz über die Rechtsschutzstellen referierte. Es wurde dann eingehend beraten, wie es möglich sei, mehr junge Mädchen für die soziale Hilfsarbeit zu gewinnen. — Ueber den Fortbildungsschulzwang, welcher auf die erwerbstätigen Mädchen über 18 Jahren ausgedehnt werden solle, sowie darüber, die Schneiderinnen und Friseurinnen auf die Bestimmungen des sogenannten kleinen Befähigungsnachweises aufmerksam zu machen, wurde von Frl. Urbach referiert.

Nachmittags erfolgte eine Besichtigung des Wenzel-Hankeschen Krankenhauses der Stadt Breslau. Abends versammelte sich eine stattliche Zuhörerschaar, um zwei Berliner Damen über die Lage der Krankenpflegerinnen reden zu hören. Schwester Charlotte von Caemmerer hatte das Thema: „Die Entwicklung der Krankenpflege zu einem bürgerlichen Beruf" gewählt. Sie gab ein Bild der Entwicklung der Krankenpflege von ihrem Anfang bis auf die Gegenwart. Frl. Charlotte Reichel entrollte in ihrem Vortrag: „Einblicke in den Krankenpflegerinnenberuf" ein äußerst düsteres Bild von der materiellen Lage der Krankenschwester, welche geringer entlohnt und stärker beschäftigt werde als ein Dienstmädchen. Es müsse durch gesetzliche Bestimmungen eine Aenderung dieser Verhältnisse eintreten.

Mittwoch, den 3. Mai, vereinigten sich die Teilnehmerinnen um 9 Uhr früh wieder zu eingehenden Beratungen.

Frl. Emmy Busch hielt einen Vortrag über die Wohlfahrtseinrichtung der „Hauspflege". Sie gab einen Ueberblick über die Verbreitung der Hauspflege in ganz Deutschland und schilderte dann eingehend die musterhafte Organisation der Hauspflegegruppe des Breslauer Armenpflegerinnen-Vereins. Sie schloß mit der eindringlichen Bitte an die Delegierten, diese segensreiche Fürsorge, wohl eine der nötigsten auf sozialem Gebiet, auch in ihrer engeren Heimat einführen zu wollen.

Baron v. Rentz berichtete sodann über die weiblichen Samariterkurse. Im vergangenen Winter veranstaltete der Verband Breslau der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege derartige Kurse, an denen 200 meist beruflich tätige Frauen mit bestem Erfolge teilnahmen. Es hat sich auch bereits ein Samariterinnenverein gebildet.

Es lagen noch mancherlei Anträge, verschiedene soziale Gebiete berührend, vor, welche zur Erledigung gelangten, u. a. soll im Herbst eine Theaterkostümverkaufsstelle der Schauspielerinnen ins Leben gerufen werden. Als Ort der nächstjährigen Tagung wurde Liegnitz gewählt. Am Nachmittag wurden der städtische Kinderhort und die Rechtsschutzstelle besichtigt.

Am Abend fanden sich nochmals alle Teilnehmerinnen im Magdalenen-Gymnasium zusammen, wo wiederum eine Dame aus der Reichshauptstadt einen interessanten Vortrag hielt. War am Vorabend das Los jener selbstlosen Frauengestalten, welche sich in den Dienst der Krankenpflege stellen, geschildert worden, so berichtete Frau Gerken-Leitgebel im Gegensatz hierzu über ein sehr trauriges Gebiet sozialen Elends. Die Lage der Kellnerinnen und die Gefahr, welche dieser Stand für die Gesamtwohlfahrt unseres Volkes bedeutet, war der Inhalt ihrer eingehenden Ausführungen. Die Referentin hält die Entfernung weiblicher Bedienung aus allen Alkoholbetrieben für die einzige Lösung dieser überaus schwierigen Lage. E. Busch in Breslau

Sport

Im Mai pflegen die sportlichen Wettkämpfe lebhafter einzusetzen; die erste Hälfte des diesjährigen Mai hat daher eine ganze Anzahl sportlicher Ereignisse gebracht. Die kriegsgemäße Ballonverfolgung, die der Breslauer Automobilklub mit dem Schlesischen Verein für Luftschiffahrt am Sonntag, dem 7. Mai, unternahm, war leider von schlechtem Wetter sehr beeinträchtigt; es goß in Strömen, und dichte Wolken verhüllten den Himmel, sodaß es dem Ballon und seinen Insassen leicht wurde, den flinken Verfolgern zu entkommen. Entgegen dem früheren Brauch waren die Autos — acht an der Zahl — und ein Motorrad außerhalb der Stadt bei Tschansch postiert, während der Ballon wie gewöhnlich in der Stadt von der Gasanstalt III aufstieg. Nach der Richtung, die einige kleine von den Verfolgern abgelassene Probeballons einnahmen, mußte der zu verfolgende Ballon die Richtung auf Strehlen zu einnehmen, und die Kraftfahrzeuge schlugen daher diesen Weg ein, während der bemannte Ballon bald hinter den Wolken verschwand. Da die Luftströmung in den oberen Regionen eine andere als in den unteren Schichten war, schlug der von Dr. von dem Borne geführte Ballon aber die Richtung auf Schweidnitz zu ein und landete nach dreistündiger Fahrt bei Ohmsdorf, Kreis Schweidnitz, völlig unbehelligt von den Verfolgern. Der kostbare Wanderpreis ging damit zum ersten Male in den Besitz des Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt über; der Breslauer Automobilklub hat ihn bereits mehrmals gewonnen und hätte ihn zum dauernden Eigentum durch einen nochmaligen Sieg erworben.

Am selben Sonntage hielt der Schlesische Verein für Pferdezucht und Pferderennen sein erstes Rennen in diesem Jahre ab. Trotz des strömenden Regens waren doch viel Zuschauer erschienen. Besondere Ueberraschungen gab es nicht; es siegten Herrn Spenglers „Sprudel" im Begrüßungsflachrennen, Freiherrn v. Buddenbrocks „Jamaica" im Ehrenpreisjagdrennen, Herrn von Herfeldts „Sturmvogel" im Hartlieber Hürdenrennen, Frh. von Buddenbrocks „Mir auch" im Bückeburger Jagdrennen, Herrn von Ebersteins „Mikulas" im Preise von Kleinburg und Herrn Graf Bethusy-Hucs „Bularago" im Namslauer Jagdrennen.

Vom Wetter sehr begünstigt war dagegen das zweite Rennen des Vereins am 14. Mai, und es glänzten

infolgedessen prächtige Toiletten und Uniformen auf dem dichtgefüllten Rennplatze. Leutnant von Uechtritz' „Perlenfischer" brachte mit seinem Siege im Ehrenpreisjagdrennen die hohe Quote von 128 : 10 heraus; das Herrenflachrennen gewann Leutnant von Sauermas „Patriarch", das Miß-Kate-Jagdrennen „Mikulas" desselben Besitzers, das Versuchsrennen Herrn Hellebrands „Fälscher", das Scheitniger Jagdrennen Herrn Schiemanns „Florian" und das Sulauer Jagdrennen Leutnant von Uchtritz' „Toncsi".

Unser einheimischer Flieger Fritz Heidenreich, der kürzlich mit seiner neuen Maschine einen dreiviertelstündigen Dauerflug über 70 Kilometer zurücklegte, veranstaltete in den letzten Wochen Schauflüge in der Provinz, wurde aber dabei vom Unglück verfolgt. Sein Apparat erlitt leichtere und schwerere Havarien, glücklicherweise, ohne daß der Aviatiker selbst zu Schaden kam.

Der Breslauer Fußballsport errang einen schönen Sieg gegen eine zusammengesetzte Berliner Mannschaft in der Reichshauptstadt selbst, ein seltenes und daher um so erfreulicheres Ereignis im schlesischen Sportsleben.

Auch der Hunderennsport, der sich eine starke und ernsthafte Anhängerschaft erworben hat, hielt im Sportpark an der Hundsfelder Chaussee sein erstes Rennen ab, und die „berühmten Renner" Lotte, Rolf usw. errangen neue Lorbeeren in Gestalt von Würsten und dergleichen. Für den Laien waren die Springkonkurrenzen in den Hindernisrennen interessant, und zum Lachen gab es viel, nicht zum wenigsten über den heißen Ehrgeiz, den einzelne Hunde ganz wie die Menschen an den Tag legten G. H.

Persönliches

Durch den am 4. Mai erfolgten unverhofft schnellen Tod des Kantors **Gaul** an der evangelischen Stadtkirche zu Waldenburg ist in das Musikleben des Waldenburger Industriebezirks eine unausfüllbare Lücke gerissen worden. Kantor Gaul war ein geborener Dirigent, der es verstand, seine beiden großen Chorvereine, den „Waldenburger Lehrergesangverein" und den „Gemischten Chor Waldenburg" so vorzüglich zu leiten, daß auf sie die Aufmerksamkeit der großen Presse gezogen ward. Als Schöpfer dieser Chöre hing der Verstorbene mit ganzer Seele an ihnen, und so waren auch seine Sänger mit ihm stets eins. So errang Kantor Gaul einen künstlerischen Erfolg nach dem andern. Mit der Geschichte des Waldenburger Musiklebens eng verknüpft werden bleiben die Aufführungen der „Zerstörung Jerusalems" von Klughardt (1907), des „Franziskus" von Tinel (1910) und des „Liedes von der Glocke" von Bruch (1911). Dem Verstorbenen, der als Mensch wie Künstler als edler Charakter die Sympathie aller genoß, hatten seine vielen, vielen Freunde und Verehrer eine Trauerfeier bereitet, wie sie nur selten gesehen werden kann. V. L.

Im Alter von 71 Jahren verschied am 3. Mai in Breslau der Ehrendoktor der Breslauer Universität **Max Wiskott sen.** Der Verstorbene war bis 1907 Mitinhaber der über hundert Jahre alten, bekannten graphischen Kunstanstalt C. T. Wiskott. Unter seiner Leitung entwickelte sich die Buntpapierfabrik zu einer die modernen Reproduktionstechniken pflegenden, graphischen Kunstanstalt. Als erste in Deutschland hat die Fabrik Maschinen zur Herstellung von Buntpapier benutzt, und diese waren in ihr erfunden und verfertigt. Als erste hat sie auch giftfreie Farben für Verpackungszwecke der Nahrungsmittelbranche zur Anwendung gebracht. Aber auch auf künstlerischem Gebiete hat sie es verstanden, sich reiche Anerkennung zu erwerben. Aus ihr gingen, um hier nur auf Schlesien bezügliche Werke zu nennen, die vom Verein für Geschichte der bildenden Künste in Breslau herausgegebenen Werke hervor, wie die Heliogravüre nach der Glogauer Madonna Cranachs, der Mappe „Aus Alt-Breslau", Moritz von Schwinds „Philostratische Gemälde". Das feine Kunstverständnis führte Max Wiskott in den Kreis der Mitglieder des Kuratoriums des Schlesischen Museums der bildenden Künste, und auch in diesem hat er lange Zeit eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Weiten Kreisen ist er auch durch seine Schmetterlingssammlung bekannt geworden. Diese Sammlung paläarktischer Schmetterlinge, die wegen ihrer Größe und vorzüglichen wissenschaftlichen Durcharbeitung sowie der Schönheit ihrer Exemplare und der außerordentlich großen Zahl hervorragender Seltenheiten, die sie enthält, in Fachkreisen weltbekannt geworden ist, hat Dr. Wiskott im Jahre 1907 dem Breslauer zoologischen Museum geschenkt. Seine zoogeographischen und morphologischen Studien und Sammlungsreisen führten ihn bis in ferne Gebiete; sein besonderes Interesse wendete der ausgezeichnete Entomologe der arktischen Schmetterlingsfauna zu. Gelegentlich eines Forschungsaufenthaltes auf Spitzbergen hatte er das Glück, bei außergewöhnlich günstigen Eisverhältnissen bis an den 81. Grad n. Br. vorzudringen. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hat ihn die Breslauer philosophische Fakultät am 12. Juni 1902 zum Ehrendoktor ernannt, am gleichen Tage wurde ihm der Rote Adlerorden verliehen. Dr. Max Wiskott war auch Ehrenmitglied der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur, der er lange Zeit als Schatzmeister und eifrig anregendes Mitglied angehörte. Auch als Handelsrichter, Vorstandsmitglied der Zwingerressource, der Kolonialgesellschaft und Vertreter vieler anderer Ehrenämter hat er sich große Verdienste um das Gemeinwohl erworben.

Kleine Chronik

April

27. König Friedrich August von Sachsen folgt einer Einladung des Kardinals Kopp, auf dem Kamme des Querberges bei Zuckmantel der Auerhahnjagd nachzugehen.

Mai

2. Sieben mit Revolvern ausgerüstete Räuber plündern den Laden des Kaufmanns Wodetzky in Rydultau aus.

4. Infolge der Explosion eines mit Benzol gefüllten Kessels entsteht in der technisch-chemischen Fabrik von Richard Mühling in Breslau ein Brand. Der Fabrikherr und ein Arbeiter werden tödlich verletzt.

7. Die Lederfabrik F. W. Moll in Brieg feiert das Fest ihres hundertjährigen Bestehens.

7. In der Nacht zum 7. werden mittels eines verwegenen Einbruchs aus der Kirche zu Körnitz, Kreis Neustadt O.-S., kostbare Monstranzen und Kelche im Werte von über 1700 Mark samt den Hostien entwendet.

Die Toten

April

28. Herr Fabrikbesitzer Dr. phil. Eduard Meusel, 66 J., Liegnitz.

29. Herr Pastor Johannes Scholz, 45 J., Pilgramsdorf bei Lüben.

30. Herr Major a. D. Robert v. Hauteville, 42 J., Breslau.
Herr Oberlehrer a. D. Bruno Roesener, 52 J., Breslau.

Mai

3. Herr Ehrendoktor der Universität Breslau Max Wiskott sen., 71 J., Breslau.
Herr Amtsgerichtsrat Karl Felbier, 57 J., Ohlau.
Herr Rentier, Stadtverordneter Moritz Heilborn, Breslau.

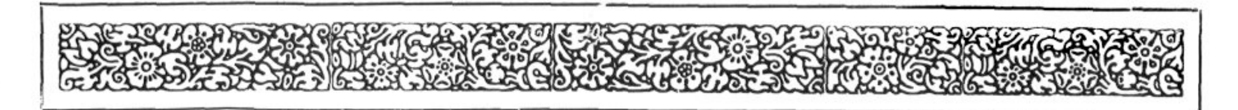
4. Herr Pastor Karl Bachmann, 54 J., Neisse.
Herr Kantor Karl Gaul, 44½ J., Waldenburg.

8. Herr Dr. med. Wilhelm Heintze, 33 J., Münsterberg.
Herr Fabrikbesitzer Eduard Mühling, 49 J., Breslau



Breslauer Privatbesitz

Max Liebermann
In der Küche



Der Väter Scholle

Roman von Paul Hoche (7. Fortsetzung)

Was nur dem Handrischek wieder in die Krone gefahren war, daß er den ganzen Abend und besonders auf dem Heimwege so mürrisch gewesen war! War er wieder einmal darüber verstimmt, daß sie zu anderen so freundlich war, wie sie es zu ihm ja jederzeit auch wäre, wenn er es nur haben wollte? Sie wollte doch ihre Jugend genießen, sich freuen, so lange sie es nur konnte!

Aber hatte sie sich nicht schon genug im Leben gefreut? Hatte sie nicht ihre Jugend schon reichlich genossen? Und war es jetzt nicht auch Zeit, einen von ihren Verehrern festzuhalten, wenn sie nicht schließlich alte Jungfer bleiben wollte?

Gewiß, immer konnte sie es nicht mit allen halten; einen mußte sie nun bevorzugen, einen von denen, über die sie unumschränkt verfügen konnte.

Doch von allen denen konnte es sich jetzt, wenn es einmal Ernst werden sollte, nur um zwei handeln, um den Handrischek oder um den Triller vom Fuchsland. Aber auch unter diesen beiden fiel die Wahl schwer; denn jeder hatte seine Vorzüge.

Der Triller war der schönere von den beiden und lustig, daß es ein Vergnügen war, ihm zuzuhören und zuzusehen. Der hätte jedenfalls zu ihrer Natur sehr gut gepaßt. Aber er war nicht nur ein Bruder Lustig, sondern auch ein Leichtfuß, der den Groschen, den er ausgab, nicht viel ansah. Wenn er es in der Ehe auch so machte, dann blieb wahrscheinlich für sie nicht viel übrig, und seine Lustigkeit ging mit der Zeit vielleicht auch noch flöten.

Da wäre sie doch mit dem Weißkopf besser daran. Der war ein guter Wirt, und eine Ahnung sagte ihr, daß seine Liebe zu ihr echter, größer, anhaltender sei, als die des Spaßmachers.

Und jetzt war es doch Zeit, an die Zukunft zu denken. Erst kürzlich hatte sie den Pastor in der Kirche sagen hören, daß man die Ehe nicht leichtsinnig schließen, sondern erst prüfen solle, ob man auch mit einander glücklich werden könne. Und davon war sie überzeugt, daß sie in diesem Punkte mit dem Handrischek besser daran sein würde.

Und so schlief sie mit dem Gedanken ein, den Knecht am nächsten Tage wieder durch doppelte Freundlichkeit zu versöhnen — von dem Erfolge war sie im voraus überzeugt — und ihm nicht mehr soviel Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben wie bisher. Nur endgültig wollte sie sich heute noch nicht entscheiden. Es sollte ihr schon gelingen, die Sache noch hinauszuschieben, ohne daß sie der Handrischek verlassen sollte. Denn wer konnte wissen, was die nächste Zeit bringen würde? Vielleicht hätte es sie gereut, so schnell ihr Jawort dem einen oder anderen gegeben zu haben.

* * *

Richard Salden war in diesen Wochen viel allein. Abends hatte er sich nach der Zeitungslektüre oft noch seine Geschäftsbücher zur Hand genommen, um sie in Ordnung zu halten, oder er hatte eine Stunde mit der Mutter zusammen verplaudert. Heute hatte er eine Ausnahme gemacht. Selbst als er seinen Brief an Beate beendet und fortgeschickt hatte, blieben seine Gedanken doch noch bei dem Gegenstande seiner Sorge, seinem Weibe, stehen.

Ob sie wohl noch gar keine Sehnsucht nach seinem Heim verspürte? Es schien, nein. Seine Briefe hatte sie nur mit kurzen Kärtchen beantwortet. Wann sie wieder zurückzukommen gedachte, hatte sie auch noch nicht angedeutet.

Trübe Gedanken stiegen in Richards Brust auf, als er das verflossene Jahr im Geiste an sich vorüberziehen ließ mit allem, was er erhofft und was es gebracht hatte.

Vorher hatte er sich als einen glücklichen Mann geträumt, dem ein treuliebendes Weib zur Seite stand, das an seinen Sorgen und Freuden so innig teilnahm, wie einst seine Mutter an dem Schaffen seines Vaters, wie seine Schwester Christine an dem Tun des Oberamtmanns. Er hatte davon geträumt, wie für seinen Hof der Erbe aufwuchs, für den die Eltern in treuer Liebe sorgten, wie er einst selbst das Glück genießen würde, das seine Eltern ihm vorgelebt hatten.

Und was war von alledem in Erfüllung gegangen? Herzlich wenig.

Was ihm das Schönste dünkte, dafür hatte sein Weib überhaupt kein Empfinden oder nur Verachtung. Sein Kind war tot, ehe es noch zu leben begonnen; wahrscheinlich waren ihm die Vaterfreuden auch in Zukunft versagt, sein Stamm starb dann mit ihm aus. Seinem Weibe blieb er gleichgültig. Sie liebte

ihn wahrscheinlich nicht und war vielleicht überhaupt nicht imstande, jemand zu lieben. Was blieb ihm also noch übrig von früher? Nur eins, seine eigene, starke, seine unauslöschliche Liebe zu Beate.

An Liebesbeweisen ihr gegenüber hatte er es wahrlich nicht fehlen lassen. Was sie nur als Wunsch anzudeuten schien, das hatte er ihr erfüllt, wenn es in seiner Macht stand. Und wie oft hatte er versucht, das Feuer seiner Gefühle auch in ihrer Brust anzufachen; er hatte es nie zu einem Erfolg gebracht.

Auf ihre Aussprache an jenem Abend waren sie nicht mehr zurückgekommen. Aber Richard merkte trotzdem bald, daß Beate ihre Ansicht noch nicht im mindesten geändert hatte.

Ob sie wohl eine andere gegen ihn würde, wenn er ihrem Wunsche willfahrte, wenn er den Hof verkaufte und mit ihr nach der Stadt zog? Wahrscheinlich auch nicht. Ihr Wesen wäre dadurch jedenfalls auch noch kein anderes geworden.

Und von hier wegzuziehen, war ja überhaupt unmöglich. Sie mußte wieder hierher zurück; das war die allererste Voraussetzung aller seiner weiteren Gedanken und Hoffnungen.

Wie sich die Zukunft gestalten würde, das war ihm vorläufig ein Rätsel. Augenblicklich fühlte er nur den einen Wunsch, Beate wieder bei sich zu haben. Fand er an ihrer Seite auch nicht das Glück, von dem er einst geträumt hatte, so konnte er doch nicht mehr ohne sie leben. Sie fehlte ihm dennoch. Ohne daß er sich über das Warum Rechenschaft geben konnte, merkte er während ihrer Abwesenheit doch zu deutlich, daß er sie nicht mehr entbehren konnte.

O, dieses Weib so zu besitzen, daß sie wirklich sein eigen war, und mit ihr vereint dann durchs Leben zu gehen! Was für eine Seligkeit mußte das sein! Und vielleicht war ihm dieses Glück doch noch einmal vom Geschick beschieden!

Richard hatte Beate mitgeteilt, daß er in den nächsten Tagen, sobald es auf dem Felde für eine Zeitlang eine stillere Zeit gab, nach der Hauptstadt kommen würde, um dort einige Tage mit ihr zu verleben und sie dann wieder mit nach Hause zu nehmen. Schon übermorgen wollte er die Reise beginnen.

VI

„Philister über dir!“

Fauchend und zischend setzte sich der Eisenbahnzug in Bewegung, um aus der großen Halle des Zentralbahnhofes hinaus ins Freie zu eilen.

Eine Menge Personen blieb auf dem Bahnsteig zurück. Einzelne unter ihnen winkten den Davonfahrenden die letzten Grüße mit den weißen Taschentüchern oder mit den Hüten zu, während die Reisenden aus dem Zuge sich herausbeugten, um dieses letzte Liebeszeichen noch einmal zu erwidern.

Auch Richard Salden und Beate befanden sich in dem Zuge. Arnulf und Beatens Eltern hatten beiden bis auf den Bahnhof das Geleit gegeben und schickten sich jetzt, da der Zug die Halle verlassen hatte, an, den Rückweg anzutreten.

Richard und Beate hatten ihre Plätze eingenommen.

Seit Tagen und Wochen waren sie wieder zusammen, allein zusammen. Und doch hatten sie sich anscheinend wenig genug zu sagen. Wenigstens sah Richard aufmerksam zum Fenster hinaus; ihn interessierte sichtlich die ländliche Gegend mit ihren wohlbestellten, weiten Aeckern, sodaß ihm das Schweigen seines Weibes gar nicht besonders auffiel. Beate hatte sich in ihre Ecke zurückgelehnt, als wollte sie nichts von draußen sehen, als wollte sie nicht daran erinnert werden, daß es nun wieder zum einsamen Idahofe ging.

Als Richard doch das Gespräch nach einer Weile begann, fragte sie ihn, wie es ihm die Tage über in der Stadt gefallen hätte.

Richard antwortete nicht sogleich; er schien erst nachzusinnen. Dann sagte er: „Ich halte es mit dem alten Horaz in diesem Punkte.“

„Und wie hielt es der?“

„Er hat uns das Wort hinterlassen: Beatus ille qui procul negotiis!“

„Du weißt doch, daß ich Latein nicht verstehe! Was heißt es auf deutsch?“

„Glücklich der, der fern von den Geschäften, nämlich der Stadt, lebt!“ übersetzte Richard das lateinische Dichterwort.

Beate ärgerte sich über diese Antwort. Hätte er ihr nicht auch einmal ein wenig zu Gefallen reden können? Mußte er denn die Stadt immer in Bausch und Bogen verdammen, als ob an ihr auch so garnichts Gutes wäre? War es nicht wieder sein Egoismus, daß er nur allein an sich selber dachte, daß ihm das auch garnichts galt, was ihr gefiel?

Sie drückte sich noch tiefer in ihre Ecke zurück und versank trotz der freundlichen Worte, die Richard immer wieder an sie richtete, in ihr Schweigen zurück.

Richard fühlte wohl, daß er vielleicht eine mildernde Antwort hätte geben sollen, statt so entschlossen und deutlich seine Meinung zu sagen. Er fühlte, daß er sich übereilt hatte, daß seine Worte Beate, so wie sie nun

einmal war, vielleicht verletzten, zum mindesten aber nicht erfreuten.

Ja, das hatte er sich nicht überlegt, als er durch sein Nachsinnen den lateinischen Dichterspruch sich wieder zum Bewußtsein brachte. Aber jetzt war das Unrecht schwer gutzumachen. Beate gehörte nicht zu denen, die sich leicht umstimmen oder für etwas, das ihrer Natur fremd ist, begeistern lassen. Daher wurde auch Richard, — und es fiel bei seiner schweigsamen Natur nicht zu schwer — nach und nach ebenfalls ruhig und beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken.

Wenn er der letzten in der Stadt verlebten Tage gedachte, dann mußte er doch zugeben, daß der Ausspruch des römischen Dichters auch ihm gänzlich aus der Seele gesprochen war. Was ihm in diesen Tagen gefallen hatte, das waren die Menschen gewesen, deren Umgang er genossen hatte, aber nicht das, was die Stadt als solche bot.

Beatens Eltern hatten ihn mit herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Was für reizende Leutchen waren doch die beiden! In ihrer Nähe war ihm das Herz aufgegangen. Manches freundliche Wort war zwischen ihnen und ihm gewechselt worden. Auch Arnulf war ein Prachtkerl, der seinem Gaste seine ganze außerdienstliche Zeit zur Verfügung gestellt hatte, um ihm ein ebenso liebenswürdiger wie kundiger Führer durch die selteneren Sehenswürdigkeiten der Stadt zu sein.

Wie kam es nur, daß gerade sein Weib, Beate, so ganz aus der Art geschlagen war? Wie war es nur möglich, daß sie, die in diesem Kreise freundlicher und liebenswerter Menschen aufgewachsen war, so garnichts von ihrem Wesen angenommen hatte?

Oder ob ihr die jüngste Schwester Sophie im Charakter ähnlich war? Richard hatte sie seit seiner Hochzeit nicht wiedergesehen. Jetzt bereitete sie sich für den Lehrerinnenberuf vor und zwar nicht in ihrer Heimatstadt, sondern in einer Stadt Oberschlesiens, wo ihr Onkel Direktor eines Lehrerinnenseminars war.

Allerdings war auch Beate nicht ganz so still und verschlossen in der Stadt gewesen, wie er sie auf seinem Hofe zu sehen gewohnt war; auch gegen ihn hatte sie sich freundlicher gezeigt. Ob dies daher kam, daß sie sich wirklich dort wohler fühlte, oder ob es nur ein kleiner Schachzug von ihr war, in diesen Tagen ein anderes Wesen zur Schau zu tragen, das konnte sich Richard nicht beantworten. Nur soviel wußte er, daß sie schon von jeher anders geartet gewesen war als ihre Eltern. Die Mutter hatte es ihm eines Tages, als sie beide allein waren, gesagt; sie hatte ihn auch gebeten, mit ihrer Tochter Nachsicht zu haben: es bleibe einem, hatte sie damals hinzugefügt, nichts anderes übrig, als sich in sie zu schicken.

In der großen Stadt hatte er sich ganz gern wieder einmal umgesehen, zumal er in seinem Schwager meist einen angenehmen Gesellschafter um sich hatte. Aber wenn er einmal daran dachte, immer hier wohnen zu müssen, dann schien er wie vor einer Unmöglichkeit zu stehen.

Wie konnte man es auf die Dauer nur aushalten, tagtäglich von der weiten, schönen Gotteswelt nichts, kein Hälmchen grünes Gras zu sehen, das Auge einzwängen zu lassen von den hohen, steilen Häuserreihen! In dieser stickigen Atmosphäre der Straße weitete sich die Brust umsonst aus, sie atmete nicht das wonnige, belebende Behagen der frischen Gottesluft. Und der unaufhörliche Lärm der Straßen, wie ermüdete er die Sinne! Und die Menschen rannten aneinander vorüber, teilnahmslos, einer dem andern fremd! Gewiß, die asphaltierten Straßen waren bequemer zu befahren als der Feldweg von Lauterbach zum Idahofe, und lange Straßen mit prächtigen Villen dehnten sich in die Ferne, mit denen sich in Lauterbach nicht einmal die Herrenhäuser messen konnten. Aber hätte ihn das je dafür entschädigen können für das, was seine Scholle ihm gab?

Selbst manches, was sonst als ein unbestrittener Vorzug der Stadt gilt, hatte ihm wenig behagt. Er war an einem Abende im Theater gewesen. Allein „Die Goldfische“, die so vielen Großstädtern ein so großes Vergnügen bereiteten, langweilten ihn; er hatte das Publikum an jenem Abende so viel lachen gehört, allein, er wußte noch heute nicht, was eigentlich an dem Stücke des Lachens wert gewesen war.

Darum nein, dreimal nein, es zog ihn nicht in die Stadt, und er paßte nicht hinein. Und jetzt konnte geraume Zeit vergehen, ehe er die Schritte wieder dahin lenkte. Wollte Beate wieder einmal zurück in ihre Heimat, so würde er ruhig ihren Wunsch erfüllen, aber er würde daheimbleiben, da, wohin es ihn zog, wohin er gehörte. Und seine Schwiegereltern hatten ihm ja versprochen, ihn nächstens einmal auf seinem Hofe zu besuchen; also ihretwegen brauchte er zunächst die Stadt nicht wieder aufzusuchen.

Da plötzlich wurde er hin und her geschüttelt. Der Zug fuhr eine scharfe Kurve. Richard wurde aus seinem Sinnen geweckt. Er blickte zum Fenster hinaus. Da — welch ein erfreulicher Anblick! In der Ferne ragte wie ein ungeheurer Riese der dunkle Kegel des Zobtenberges in den blauen Himmel hinein.

Ein wohliges Gefühl durchrieselte Richards Brust. Nun war er der fremden Stadt entflohen, die heimische Erde winkte ihm lockend, glückverheißend zu.

Dann sah er zu Beate hinüber. Sie hockte noch immer in ihrer Ecke. Kein Zug freudiger Erregung ging über ihr Gesicht, als sie auf Richards Andeutung hin den nahen Berg mit seinen kleinen Seitenhügeln erblickte; sie blieb teilnahmslos, als ginge sie dies garnichts an.

Richard ahnte, was in ihrer Brust vorgehen mochte, und ein Mitleid mit ihr, stärker als er es je empfunden hatte, erfüllte sein Herz. Wenn sie ihre Heimat so liebte, wie er seinen Hof, konnte man es ihr dann verdenken, wenn sie nur mit Schaudern dem Ziel ihrer jetzigen Reise entgegensah?

* * *

Ein sonniger Sonntagnachmittag lag über dem Musikantendorfe. Die Luft zitterte warm über der Erde. Stumm stand das nahe Eichengehölz da, und still blickte der ehrwürdige Zobten auf den Sonntagsfrieden hernieder.

Leer ist rings die weite Flur, nur daß hier und da einer langsam durch seine Felder schreitet, um sich ihre letzten Früchte zu beschauen und an die neue Winter- und Frühjahrsbestellung zu denken.

Nur auf dem Lauterbacher Friedhofe ist es heute nicht einsam. An Wochentagen liegt er ganz still und verlassen da, höchstens, daß am Abende, wenn am Tage die Sonne heiß auf die Gräber gebrannt hat, dann und wann junge Mädchen mit vollen Gießkannen herankommen, um die lechzenden Grabesblumen zu erfrischen. Am Sonntage aber ist der Kirchhof den Lauterbachern das liebste Ziel ihrer Spaziergänge. Man kann nicht von ihnen sagen, daß sie ihre Toten schnell vergessen. Sie reinigen am Sonnabend oder am Sonntagmorgen die Grabhügel vom Unkraut und stellen frische Blumen oder grüne Kränze in den wuchernden Efeu, damit sich das Grab gut ausnehme, wenn am Nachmittage die Kirchhofbesucher davor stehen bleiben. Denn man sucht nicht nur die Gräber auf, wo die eigenen Toten ruhen, sondern rastet auch gern an anderen Hügeln. Fast jeder der Verstorbenen ist ja dem ganzen Dorfe bekannt gewesen, man hat seinen Lebenslauf, seine Freuden und Leiden gekannt. Wie könnte man da teilnahmslos an seinem Grabe vorüberschreiten? Während dort eine Frau mit ihren Kindern an dem frischen Hügel ihres Mannes steht und ihren jungen Schmerz ausweint, stehen hier und da kleinere Gruppen von Frauen, Männern und Kindern beieinander. In der Woche hat jeder im eigenen Heim zu schaffen, niemand hat Zeit, sich viel um den andern zu kümmern. Sonntags kann man in Muße miteinander sprechen. Und nicht immer werden dann nur die Dinge der Gegenwart erwähnt, auch die Verstorbenen kommen zu ihrem Rechte. Die Vergangenheit lebt wieder auf, mancher Abgeschiedene zieht mit seiner Lebensgeschichte vor der Seele des Lebenden vorüber und hinterläßt Eindrücke und Vorsätze, die befruchtend in die Zukunft hinein wirken.

Die Verstorbenen haben es gut in Lauterbach; sie brauchen nicht auf den einen Tag im Jahre warten, von dem der Dichter sagt, „er ist den Toten frei"; ihnen bringt jeder Sonntag die Gemeinschaft der Lebenden.

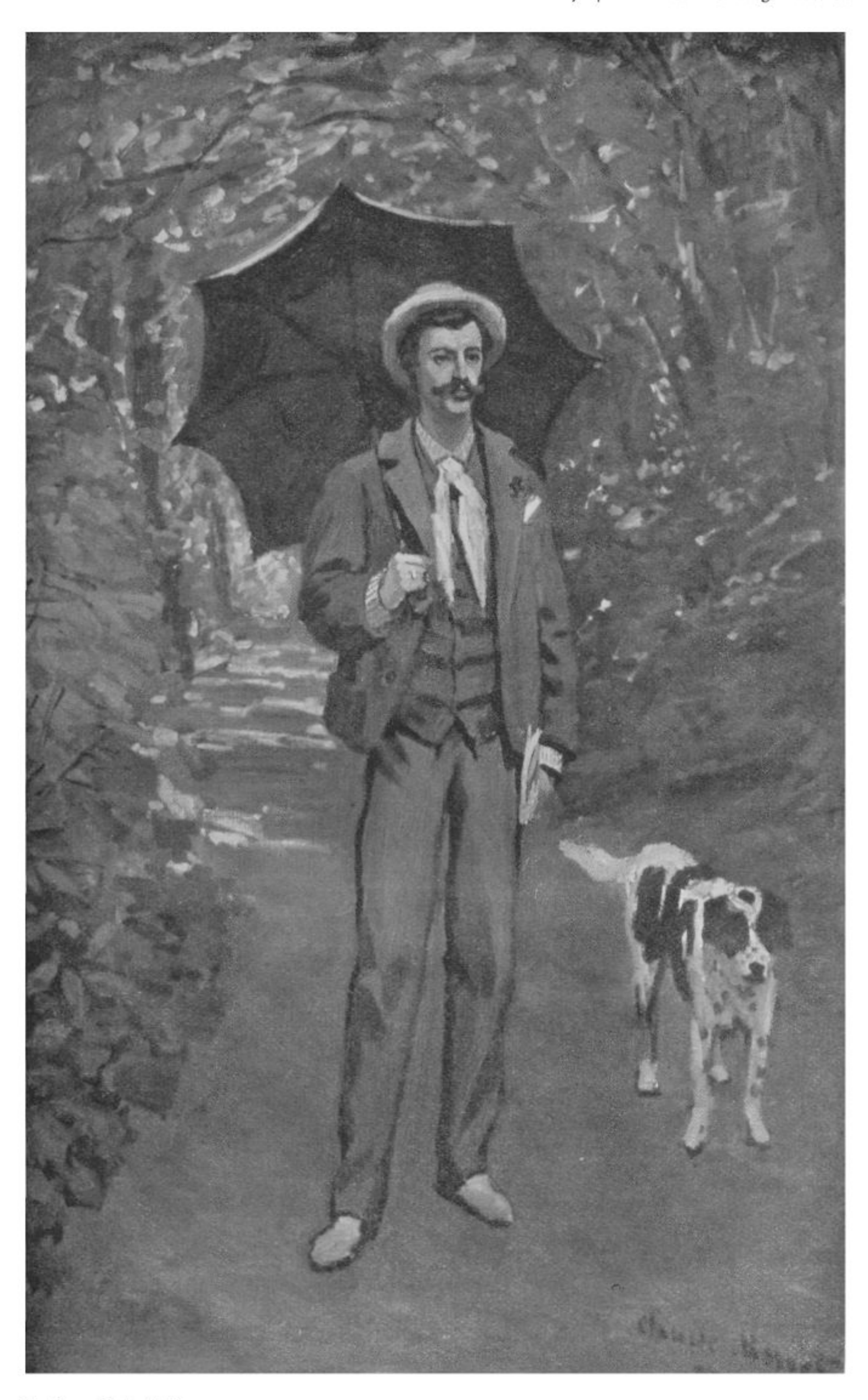
Heute war der Friedhof schwarz von Menschen in Trauerkleidern. Es wurde jemand aus der Gemeinde zur letzten Ruhe gebettet. Ganz Lauterbach schien hier versammelt zu sein, um der Verstorbenen das letzte Geleite zu geben.

Vor dem offenen Grabe stand der Schulknabe, der das hohe Kreuz in der Hand hielt, das er dem Trauerzuge voraufgetragen hatte. Seine Schulgenossen hatten eben die dreistimmige, schlichte Weise „Wie sie so sanft ruhn" unter der Leitung des Kantors gesungen, die letzten Töne der Heinzelmannschen Kapelle waren eben in der stillen Herbstluft verklungen, als der Geistliche des Ortes an den Sarg trat und seine Predigt begann.

In schlichten Worten wußte er manches zu sagen von der teuren Entschlafenen, wie sie es verstanden habe, Martafleiß mit gläubigem Mariensinn zu verbinden, wie sie ihrem Manne eine treue, liebende und helfende Gefährtin, ihren Kindern und besonders ihrem Sohne eine herzlich besorgte Mutter, der Gemeinde ein geachtetes Glied gewesen sei, wie sie stets ein warmes Herz für die Leiden und Freuden ihrer Leute, für die Bewohner des ganzen Dorfes übrig gehabt habe. An ihr habe sich erfüllt, was sie sich einst als Trauspruch für ihren ganzen Lebensweg gewählt habe: Und du sollst ein Segen sein! „Glück hat sie gesäet, und Glück hat sie geerntet. Keine Sorge hat ihren Lebensabend getrübt; golden wie die letztvergangenen Spätherbsttage waren ihre letzten Lebensjahre. Schmerzlos und rasch hat sie der Tod, den sie nicht zu fürchten brauchte, dahingenommen. Die trauernden Kinder brauche ich nicht zu trösten. Im echten Glück hatte ihre Mutter gelebt, im echten Glück ist sie auch gestorben!"

Nach diesen Worten des Geistlichen bettete man ein treues Mutterherz zur letzten Ruhe.

(Fortsetzung folgt)



Breslauer Privatbesitz

Claude Monet
Männliches Bildnis



Knabenhandarbeit im Dienste der künstlerischen Kultur

Von Dr. A. Pabst in Leipzig

Mit Recht stellt man dem Zeichenunterrichte jetzt die Aufgabe, zur Beobachtung der Natur anzuleiten und dadurch das Verständnis für die Werke der Kunst anzubahnen, denn, wie Dürer gesagt hat, steckt die Kunst in der Natur, und wer sie herausreißen kann, der hat sie. Aber die Arbeit des Künstlers erschöpft sich nicht in der Beobachtung und im Studium der Natur. „Kunst ist Können", und der echte Künstler muß ein Meister der Technik sein. Er muß den Stoff gestalten können, um die der Natur abgelauschten Formen zu verwerten und umzugestalten. Somit ruht alle Kunst auf der Grundlage des Handwerks, sie beruht auf praktischem, handwerksmäßigem Können. Unsere größten, deutschen Künstler des Mittelalters sind aus dem Handwerk hervorgegangen, Albrecht Dürer ebensowohl wie Peter Vischer, Veit Stoß und viele andere. Auch die Künstler der Gegenwart sind Meister im handwerklichen Können, sie beherrschen die Technik, und viele Techniken, deren Ausübung man schon fast verlernt hatte, sind unter ihren Händen zu neuem Leben erwacht. Unser Kunstgewerbe beginnt neu zu erblühen, seit künstlerische Kräfte sich in seinen Dienst gestellt haben, und seit man es begriffen hat, daß nur die künstlerische Arbeit in echtem Material Werke schaffen kann, die auch für die Zukunft eine Bedeutung haben. Unser deutsches Kunstgewerbe hat seit kurzer Zeit einen überraschenden Aufschwung genommen, der die Folge davon ist, daß man die falschen Wege des Arbeitens in Surrogatstoffen und in Formen, die dem Gebrauchszwecke nicht entsprachen, aufgegeben hat und daß man zu einfacher gediegener Arbeit zurückgekehrt ist. Auf das echt Handwerkliche kommt es im Kunstgewerbe an; den Sinn und die Empfindung dafür zu wecken, muß die Aufgabe der Erziehung sein. Denn nicht nur der Ausübende in der Kunst und im Kunstgewerbe bedarf dieses Sinnes, auch der Käufer muß ihn besitzen, wenn er das Echte vom Falschen unterscheiden, jenes würdigen und dieses verwerfen will. Wenn wir unsere Jugend heranziehen wollen zum Verständnis der Kunst, so kann das nur dadurch geschehen, daß man ihre Kräfte und Anlagen nach dieser Richtung hin entwickelt und daß man sie lehrt, nicht mit Worten an ein Kunstwerk heranzutreten, sondern mit dem Auge in seinen Sinn und Geist einzudringen. „Gebt dem Kinde ein Stück Holz in die Hand und die Werkzeuge dazu; wenn es lernt ein Gerät ganz schlicht, aber ehrlich zu gestalten, dann erst weiß es, was Handwerkskunst heißt, und wie weit der Weg ist vom Wollen zur Tat bei jeglicher

Kunstübung" sagt Peter Jessen, einer der Führer der in den letzten Jahren so erfolgreich entwickelten Bestrebungen in der Kunsterziehung. Damit ist ausgesprochen, warum alle Freunde der Kunst und des Kunsthandwerks eintreten müssen für den Unterricht in der Handarbeit, der eine notwendige Vorstufe darstellt für die eigentliche Erziehung zur Kunst. „Bevor wir nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß auch das Formen in der Elementarschule einen Platz gewinnen muß, werden wir keine Grundlage für die künstlerische Erziehung gewinnen." Diese Worte des Kunsthistorikers Professor Schmarsow an der Leipziger Universität weisen in nachdrücklichster Art auf die Notwendigkeit einer Aenderung in den Grundsätzen unserer Erziehung hin, wenn durch dieselbe eine Grundlage für künstlerische Betätigung geschaffen werden soll. Der Handarbeitsunterricht muß das ausgleichen, was im sonstigen Unterricht unserer Jugend unberücksichtigt bleibt. Er muß die Gestaltungskraft des Kindes anregen, seinen Raumsinn, Farben- und Formensinn entwickeln und ihm die Möglichkeit geben, sich, wenn auch in einfachster Form, künstlerisch zu betätigen. Die Zeichenausstellungen der letzten Jahre haben uns vielfach „das Kind als Künstler" vorgeführt; aber die Darstellungen der Fläche, wie sie das Zeichnen übt, ist nur die eine Seite künstlerischer Betätigung; die Darstellung im Raum und die Bemeisterung des Materials muß hinzukommen. Für das Kunstgewerbe sind drei Hauptpunkte von besonderer Wichtigkeit: der Sinn für echtes Material, das Verständnis für echte Technik und die Empfindung für einfache und wohltuende Form. Wenn der Handwerker diese Punkte beachtet, dann wird seine Arbeit auch den Ansprüchen der höheren Kunst genügen. Die Arbeit in der Schülerwerkstatt soll die erste Anleitung dazu geben, gleichviel ob der Knabe das schlichte Material der billigen Pappe bearbeitet, oder ob er das edlere Holz oder das sprödere Metall bemeistern lernt. Nur muß unter allen Umständen darauf gehalten werden, daß seine Arbeit echt und wahr ist, daß sie in schlichten Formen ausgeführt wird, die dem Gebrauchszwecke entsprechen, und daß sie allen unnötigen Schmuck vermeidet. Nur da, wo es wirklich etwas zu schmücken gibt, darf der Schmuck angebracht werden, und damit kommt auch die Farbe und die Holzschnitzerei als eine Schmucktechnik zur Verwendung. Wenn unser Handfertigkeitsunterricht sich dieser einfachen Grundsätze bewußt bleibt und sie mit Geschick und Sorgfalt durchführt, so wird er als ein Glied der Jugenderziehung eine wichtige Aufgabe erfüllen und ebensowohl für das Verständnis der Kunstwerke vorbereiten, wie er die erste Vorstufe des eigentlichen künstlerischen Schaffens bilden kann.

Breslauer Kunstbesitz

Von Julius Braun in Breslau

Mit 4 Beilagen und 11 Abbildungen im Text nach Aufnahmen von Ed. van Delden in Breslau

Sollte man es für möglich halten, daß vor einem halben Säkulum über eine Breslauer Ausstellung die bewegliche Klage in der Schlesischen Zeitung zu lesen war: „In wenigen Tagen wird die Kunstausstellung geschlossen und noch ist das Breslauer Publikum mit seinem Besuche sehr im Rückstande. Also selbst gegen eine Ausstellung, die nur alle zwei Jahre wiederkehrt, zeigt man sich in Breslau indifferent? Die zweite Stadt der Monarchie hat es leider noch nicht dahin gebracht, ein stehendes Kunstmuseum zu haben und trotzdem bleibt auch die wandernde Ausstellung ohne Teilnahme? Das gibt vom Kunstsinn wahrlich ein schlimmes Zeugnis. Die Ausstellung verdiente sehr zahlreich besucht zu werden, zumal durch die Dutzendbillets der Eintritt nicht höher zu stehen kommt, als zu irgend einem Gartenkonzert."

Aber das war die mehr oder minder gute alte Zeit. Unsere künstlerischen Bedürfnisse müssen sich doch gewaltig gehoben haben. Neben den beiden Museen der freien und der angewandten Kunst haben wir jetzt drei ständig wechselnde Kunstausstellungen, die nur in dem Reisemonat August ihre Räume schließen. Gegen ein mäßiges Jahresabonnement werden Werke zeitgenössischer Malerei und Plastik dem Kunstfreunde gezeigt; daneben bietet eine rührige Handlung geschlossene Kollektionen zur Besichtigung ohne „Kaufzwang" an, das Kunstgewerbe hat seit einiger Zeit im Kunstgewerbehause „Schlesien" seine eigene Stätte, ganz zu schweigen von Geschäften, die mit dem Verkauf von Möbeln und Bilderrahmen einen Gelegenheitshandel mit allerlei Kunstwerken und alten Bildern verbinden. Und wenn gerade im letzten Jahrzehnt eine große Anzahl guter Werke der bildenden Kunst ihren Weg in das Publikum gefunden hat, so darf man hoffentlich in doppeltem Sinne von einem Verdienst dieser Handlungen sprechen.

Gleichviel, nicht darum handelt es sich: nicht um den Einfluß des Kunsthandels auf das Publikum und den Nutzen oder Schaden, den er unter Umständen stiftet. Stehen doch den Fällen, in denen ein gut unterrichteter Kunsthändler in der Hand eines Sammlers Werke vereinigt, die später nach ihrem wahren Werte erkannt einen allgemein geschätzten und umworbenen Besitz repräsentieren, oft genug arge Mißerfolge gegenüber. Da stirbt z. B. ein reicher Privatmann und hinterläßt dem Museum seiner Vaterstadt eine umfangreiche Kunstsammlung als unteilbares Erbe. Aber nur einige Werke von Wert sind darunter, während die große Menge das Niveau der öffentlichen Sammlung herabdrückt. Schade, daß ein Mann von solcher Freigebigkeit für die Kunst nicht besser beraten war! Hier gewinnt die private Kunstpflege bereits eine Bedeutung für die Oeffentlichkeit. Seltener ist dies bei dem Gelegenheitskäufer der Fall, oder wie man auch sagen kann, bei dem Kunstfreunde wider Willen. Herr X. gewinnt in einer Verlosung ein Bild, das ihn zur Erwerbung eines Gegenstücks veranlaßt, so daß ihn sein Lotterieglück teuer zu stehen kommt. Bei Y. verkehrt ein sonst recht lieber Mensch, der aber auch malt; da kann man freilich nicht umhin — und schon hängt das Stillleben an der Wand. Oder Du besuchst auf der Durchreise in München eine große Kunsthandlung. Deine Frau findet jenen „einsamen Wanderer in der Schneelandschaft“ entzückend und Du bist dem Kunsthändler verfallen. Befriedigt von den Eindrücken einer spanischen Reise rüstest Du Dich in Sevilla zur Heimkehr. Da zeigt dir der Zufall als passendste Erinnerung an das Land der Stierkämpfe das Gemälde eines edlen Sevillaners: „Das Ende des Torero“ und Du brauchst nach einer Reisetrophäe nicht mehr zu suchen. Du hast Deine Kur in Baden-Baden oder Karlsbad glücklich beendet und, während der Grieche in diesem Falle eine Votivtafel im Tempel aufhängen ließ, läßt Du Dir vom Kunsthändler ein Bild aufhängen. Ueberhaupt, Kunstpflege auf Reisen ist immer Ueberrumpelung. Zuhause bleibst Du den lockendsten Angeboten gegenüber kühl und standhaft und glaubst Dein Geld für andere Zwecke nötiger zu brauchen, unterwegs aber wächst Dir mit der Spannkraft, die die neue Umgebung verleiht, die Lust etwas zu wagen — und wer wagt, gewinnt. In der Tat mag der hohe Prozentsatz von guten ausländischen Kunstwerken im Breslauer Privatbesitz auf diesem Wege erworben sein.

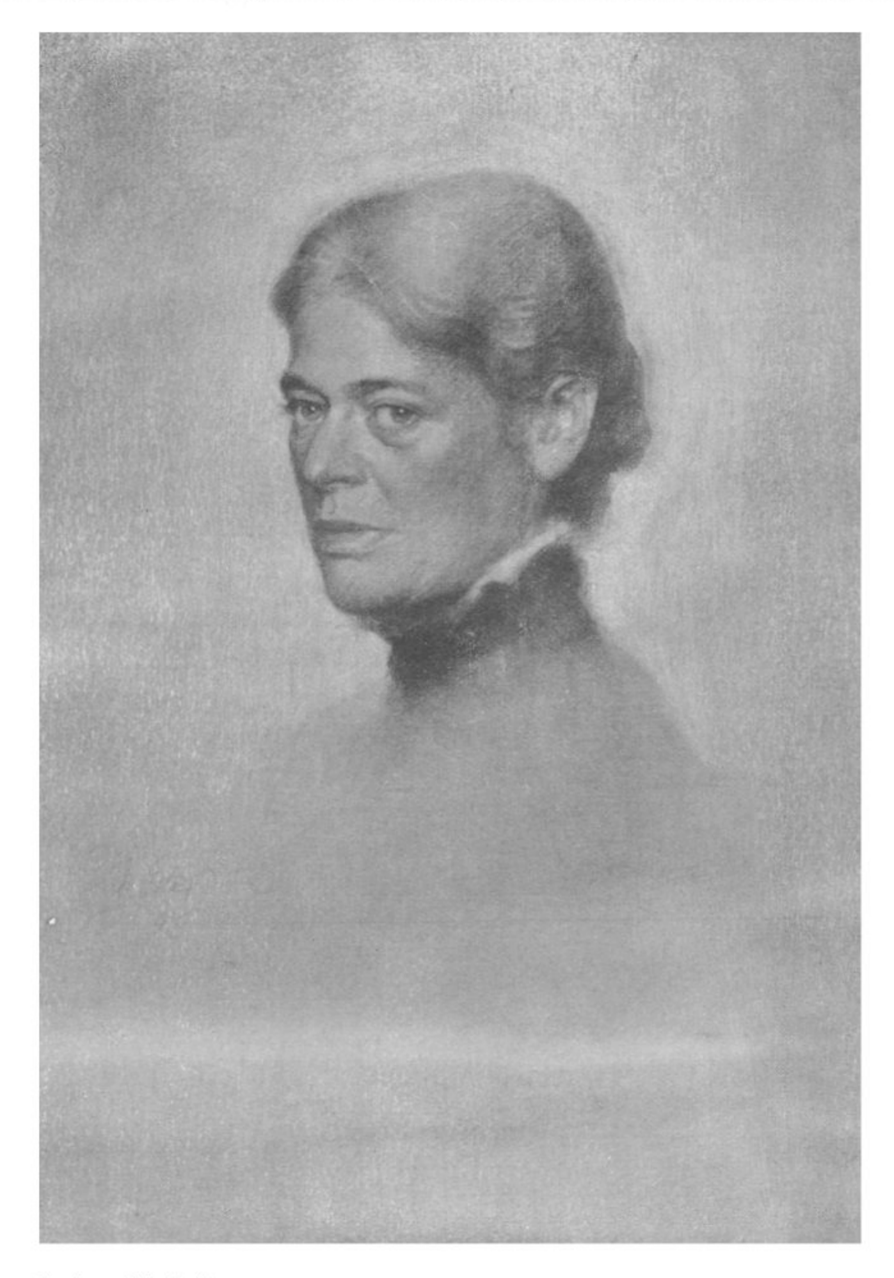
Spielt bei allen diesen Erwerbungen der Zufall eine nicht unbedeutende Rolle, so zeichnet sich der Sammler durch die Planmäßigkeit seiner Erwerbungen aus, durch die Vorliebe für bestimmte Kunstrichtungen oder Schulen, ein mitunter sehr sorgfältiges Studium der kunstwissenschaftlichen Literatur und die genaue Beobachtung des Kunstmarktes, besonders der Auktionen. Nicht immer freilich ist er ein reiner Kunstfreund. Auch diese Spezies zeigt merkwürdige Varietäten, von denen nur eine erwähnt sei. Die außerordentliche Preissteigerung, die manche Werke führender Meister in den letzten Jahren erfahren haben, hat ein Kunstspekulantentum herangebildet, das mit solider Kunstpflege so wenig zu tun hat, wie die Spekulation in Baumwolle oder Spiritus mit dem reellen Handel. Wie aber auch der solide Handel es nicht verschmäht, die Konjunktur nach Kräften auszunützen, so dürfte auch für den großzügigen Sammler das materielle Interesse nicht ohne Bedeutung sein. Denn der Gedanke, daß ein Kunstwerk, für einen angemessenen Preis erworben, in einer Reihe von Jahren für das Vielfache begehrt sein wird, hat für jeden Kunstliebhaber einen starken Reiz, der ihn leicht verführt, sich im Spiegel der Nachwelt zu betrachten, einer verständnisvolleren Nachwelt, die seinen Weitblick und seine Kennerschaft rühmt. Dieselbe Wertsteigerung, die Leibl seinen „Dorfpolitikern“ voraussagte, als er dieses Meisterwerk für 15 000 Franks zu verkaufen genötigt war und die noch bei seinen Lebzeiten durch die Erwerbung eines hervorragenden Berliner Kunstfreundes für 81 000 Mark bestätigt wurde, oder (um ein uns näherliegendes Beispiel zu wählen) die zehnfache Bewertung des Böcklinschen Gemäldes „Poesie und Malerei“ nach heutiger Schätzung, verglichen mit dem bescheidenen Preise, für den es der Stifter, Dr. Heinrich v. Korn, im Jahre 1882 vom Künstler erwarb —, solche Beispiele gesteigerter Wertschätzung sieht mancher Sammler in seinen Hoffnungen und Träumen auch für seine Kunstschätze voraus, und darin liegt oft für ihn der Grund, den Bestand seiner Sammlung auch über den Tod hinaus zu sichern. Die Vorstellung, daß das, was er mit hingebender Liebe und großen Opfern in seinem Leben zusammengetragen hat, nach dem Tode in alle Winde verstreut wird, ist ihm unerträglich und veranlaßt ihn, seinen Besitz dem Museum testamentarisch zu vermachen. Wieviel verdankt die öffentliche Kunstpflege einem Sammler wie dem Grafen Schack, wenn auch viele Züge von Engherzigkeit im Verkehr mit den Künstlern das Bild dieses Mäcens trüben! Daß es aber auch bei uns nicht an großzügigen Kunstsammlern fehlt, das gibt für die Entwickelung unserer Museen eine erfreuliche Perspektive.



Breslauer Privatbesitz

Ludwig von Zumbusch
Erika

Das sind einige Grundbetrachtungen über private Kunstpflege, zu denen die vierte Ausstellung von Werken moderner Meister aus Breslauer Privatbesitz anregt, die vom 17. April bis 14. Mai im Schlesischen Museum der bildenden Künste stattfand. Sie wurde auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung des im vorigen Jahre begründeten Schlesischen Museumsvereins veranstaltet. Wie die Beteiligung durch Ueberlassung von Kunstwerken die früheren Ausstellungen in den Jahren 1892, 1897 und 1903 um ein erhebliches übertraf, so war auch der Besuch rege und durchaus zufriedenstellend. Der ideale Erfolg mußte um so größer sein, als das künstlerische Niveau der Ausstellung ein hohes war. Hierbei vergesse man nicht, daß von den Kunstfreunden nicht alle Wünsche erfüllt, in einzelnen Fällen aber auch Angebote nicht zurückgewiesen werden konnten. Immerhin rechtfertigte die Fülle allerbester Kunst, die hier zu allgemeiner Kenntnis kam, eine mehrmalige und eingehende Besichtigung. Es wäre aber zwecklos, hier einen Ueberblick über das gesamte, 330 Nummern umfassende Material zu geben. Einmal ist es von der Tagespresse bereits so gewissenhaft behandelt und nach den Besitzern, Künstlern, Stoffgebieten so eingehend systematisiert worden, daß uns zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Zweitens aber denken wir an die Vorschrift Goethes, über Kunst nur im Anblick der Kunstwerke zu



Breslauer Privatbesitz

Fritz Erler
Bildnis der Frau Geheimrat Neisser

sprechen und beschränken uns auf einige besonders interessante Werke, deren Wiedergabe bei der nötigen Rücksicht auf das künstlerische Urheberrecht, wenn auch in einigen Fällen nicht ohne Schwierigkeiten, sich ermöglichen ließ.

Ein Meisterwerk der Bildniskunst mache den Anfang, nämlich Carl Bantzers Porträt des Stadtältesten Dr. Heinrich von Korn, das sich jetzt im Besitz seines Enkels, des Herrn Dr. jur. von Bergmann-Korn befindet (Beilage Nr. 33). Der durch farbenfrohe Darstellungen hessischer Bauerntänze auch bei uns rühmlichst bekannte Maler und Dresdener Akademieprofessor, dessen Familienbild aus den letztjährigen Etatsmitteln des Provinzialmuseums angekauft wurde (Schlesien, Jahrgang IV Beilage Nr. 6), schuf das lebenswahre Bildnis 1905 auf dem Gute Schönfeld, wo er als Gast des Herrn von Korn einige Wochen weilte. Schade, daß die Galerie nur das Angelische Porträt Herrn von Korns aus den achtzigern Jahren besitzt, das sich mit dem hier gezeigten an künstlerischem Gehalt nicht messen



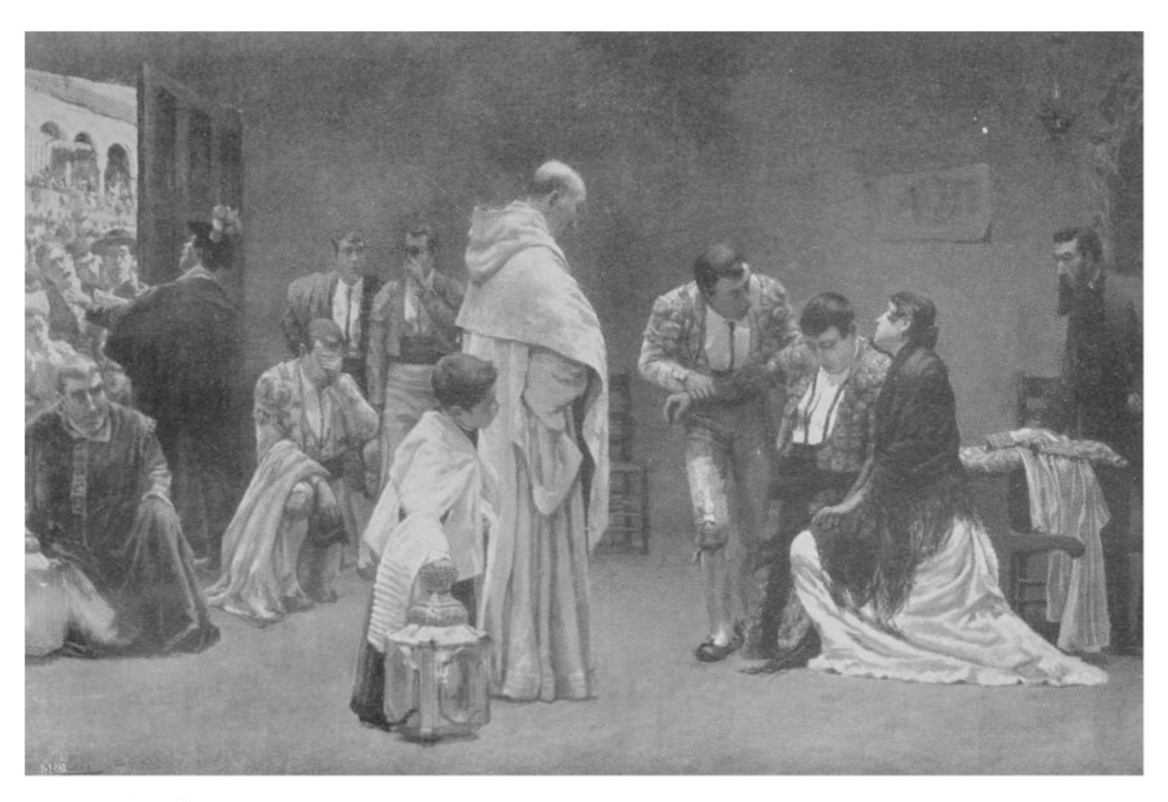
Breslauer Privatbesitz copyright by Georg von Marées, Halle a. S.
Hans von Marées
Selbstbildnis

kann. Heinrich von Angeli, der österreichische Hofporträtist, der in unserem Museum mit vier Bildnissen vertreten ist, hat sich immer vortrefflich auf die mise-en-scène fürstlicher Repräsentanz, aber nicht auf die Erfassung einer starken, männlichen Persönlichkeit verstanden. In seinen weiblichen Bildnissen war er glücklicher. Bantzers Werk dagegen, das zugleich koloristisch von größtem Reiz ist, wird der bedeutenden schlesischen Persönlichkeit, die um die Entwickelung der öffentlichen Kunstpflege in Breslau die größten Verdienste hat, dem zielbewußten, noch im Alter energischen Charakter vollkommen gerecht.

Auf gleicher künstlerischer Höhe steht ein Damenporträt, das durch die Noblesse der Darstellung wohl jeden Betrachter gefesselt hat: Fritz Erlers Pastellbildnis der Frau Geheimrat Neisser (im Besitz des Herrn Professor Dr. Tietze). Dieser interessante Kopf mit den geistig gespannten, vielleicht von den Klängen einer ernsten Musik belebten Zügen steht unter den Versuchen Erlers, von seiner kunstsinnien Gönnerin ein Abbild zu schaffen, an bevorzugter Stelle.

Aus der Zahl der Kinderbildnisse, die auch im Breslauer Privatbesitz naturgemäß einen wesentlichen Teil der Kunstpflege beanspruchen, wird ein Meisterwerk den Besuchern der Ausstellung unvergeßlich bleiben, das Bild der kleinen Erika Hamburger, gemalt von Professor Ludwig von Zumbusch in München. Ohne die charakteristische Erscheinung des Vorbildes zu verändern, also mit aller Treue, die man von einem guten Porträtisten verlangen kann, gibt der Künstler in der harmonischen Farbe, der originellen Stellung und dem idealen Landschaftshintergrunde ein Bild von größtem Liebreiz, voll von sprühendem Leben.

Ein Selbstporträt Hans von Marées möge die Reihe der Bildnisse beschließen. Der Künstler schenkte das Bild, das aus dem Jahre 1862 stammt und unter den Eindrücken einer holländischen Reise in Rembrandts Geiste gemalt ist, seinem Freunde, dem Münchener Maler



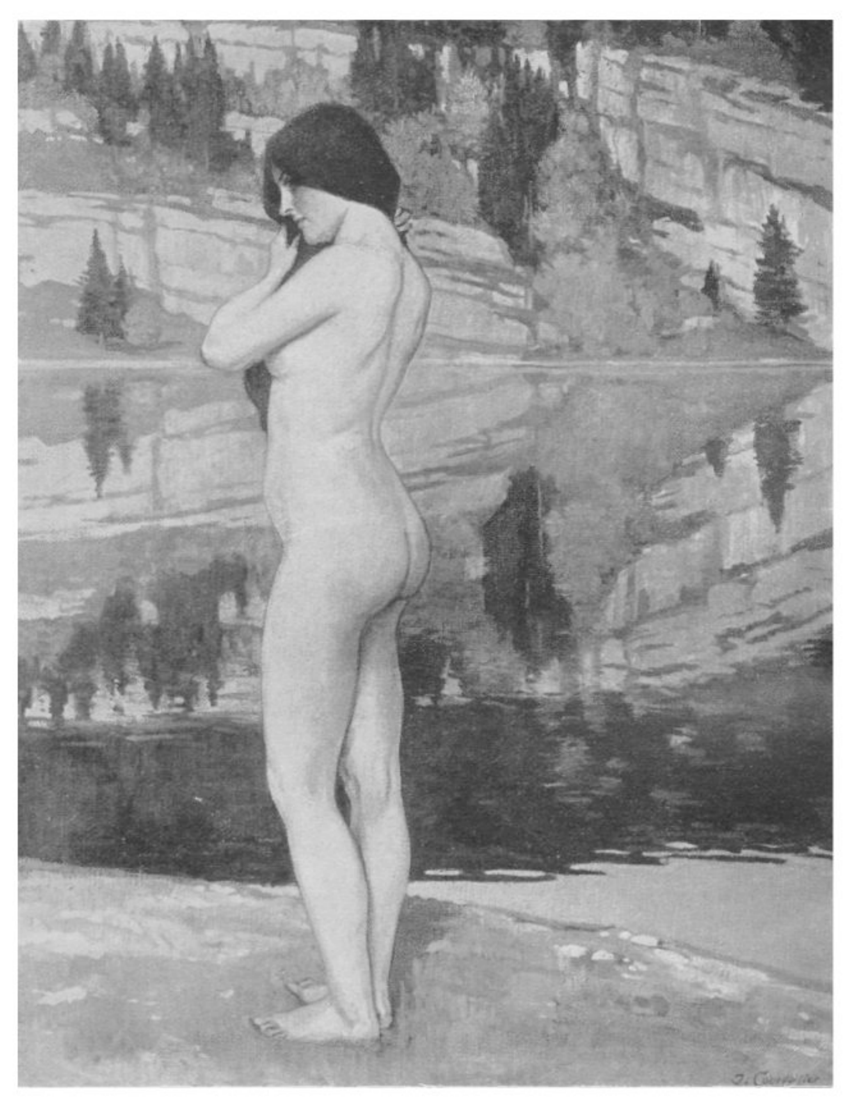
Breslauer Privatbesitz

Andreas Parladé
Das Ende des Torero

Ernst Kunde, von dem es der jetzige Besitzer vor nicht allzu langer Zeit erwarb. Es ist jetzt eines der wertvollsten Stücke der Sammlung Carl Sachs, die nach einer testamentarischen Verfügung dereinst dem Schlesischen Museum der bildenden Künste zufallen soll. Das Porträt ist in dem dreibändigen Maréeswerke von Meier-Gräfe abgebildet und besprochen, wodurch sich ein weiteres Eingehen an dieser Stelle erübrigt.

Wie das Porträt, so war auch die Landschaft in der Ausstellung gut vertreten. Von den größten Meistern der Farbe, die man in unserer öffentlichen Breslauer Sammlung vergeblich sucht oder nur mit unbedeutenden Zufallserwerbungen findet — man denke an Namen wie Trübner, Leistikow, Liebermann, Slevogt u. a. — hat der Breslauer Privatbesitz sehr charakteristische und durchaus galeriewürdige Gemälde aufzuweisen. Wir heben besonders jenes farbenkräftige Landschaftsbild von Wilhelm Trübner (Beilage Nr. 36) hervor, das sich im Besitz des Herrn Emil Kaim befindet. Wieviel hat der Künstler aus dem einfachen Motiv, dem Blick über den Starnberger See mit dem Frühstückstisch im Vordergrunde, zu machen gewußt. Wenn irgendwo, so zeigt Trübner in diesem Bilde, daß sein Ruf als Landschafter, der die zartesten Farbenübergänge zu meistern versteht, ohne doch jemals weich und süßlich zu werden, wohl begründet ist.

Gerade in den Landschaften der Breslauer Kunstfreunde zeigte sich eine Mannigfaltigkeit der Malweise, eine solche Fülle von Können und Geschmack, daß man ein lehrreicheres Material kaum in einer Ausstellung vereinigt finden wird. Hier konnte man die Wandlungen in der Auffassung und der Fähigkeit, die Natur zu sehen und wiederzugeben, von den älteren tüchtigen Landschaftern, wie Josef Anton Koch, Lessing, Achenbach bis zu den ganz Modernen studieren, denen es nicht mehr auf die Physiognomie der Gegend, sondern nur auf den malerischen Gesamteindruck ankommt, den sie auf oftmals recht bizarren Wegen zu erreichen suchen. Aber gerade diese „Expressionisten“, wie sie sich selbst nennen, während sie besser als „Experimentisten“ anzusprechen sind, machten die Ausstellung höchst aktuell. Künstler, wie Dérain, van Dongen, Flamin, Herbin, Manguin, Marquet, Matisse, Picasso, Puy u. a., die jetzt zum ersten Mal in der Berliner Sezession ausstellen und in Deutschland sonst noch keinen Anhang gefunden haben dürften, konnte man in der einheitlichen Sammlung des Herrn Konsul Kolker kennen lernen. Freilich dürften



Breslauer Privatbesitz

Jules Courvoisier
Reflets

diese Werke kaum das ihnen heut entgegengebrachte Interesse behaupten. Denn bei aller Originalität des Ausdrucks gelingt es nur wenigen, eine tiefer gehende Wirkung auf den Beschauer auszuüben. Durchweg auf den farbigen Effekt gestellt, unbekümmert um Inhalt und Zeichnung, klingen sie wohl wie ein rauschender Akkord, aber es fehlt der Rhythmus und die künstlerische Abrundung. So konnte es nicht fehlen, daß diese aus einigen zwanzig Stücken bestehende Sammlung bei den Besuchern eine befremdende, ja belustigende Wirkung ausübte. Der Besitzer konnte an jene Stelle in Zolas Künstlerroman „l'oeuvre" denken, in der das erste Wagnis einer neuen Malweise (plein air) — dem Dichter schwebte Manets berühmtes „Déjeuner sur l'herbe" vor — von der Menge verspottet wird: „c'était l'hilarité contagieuse d'une foule venue pour s'amuser, s'excitant peu à peu, éclatant, à propos d'un rien, égayée, autant par les belles choses que par les détestables". Aber vor dem Bilde des van Gogh, den Ausschnitt eines Gartens darstellend, in einer jener eindringlichen Malweisen, mit denen sich der zwischen Genie und Wahnsinn irrlichtelierende Geist des Malers verzehrte, einem Bilde, das freilich nicht zu seinen bedeutendsten gehört, aber dem man die künstlerische Eigenart nicht absprechen kann, mußte das Lachen wohl verstummen.

Aus der Sammlung Kolker können wir nur den „Holzfäller" von Ferdinand Hodler, im Bilde zeigen, ein Temperagemälde des genialen Schweizers, dem die Universität Jena



Moritz Scholtz
Sommerfrische



Breslauer Privatbesitz

Carl Spitzweg
Ernte



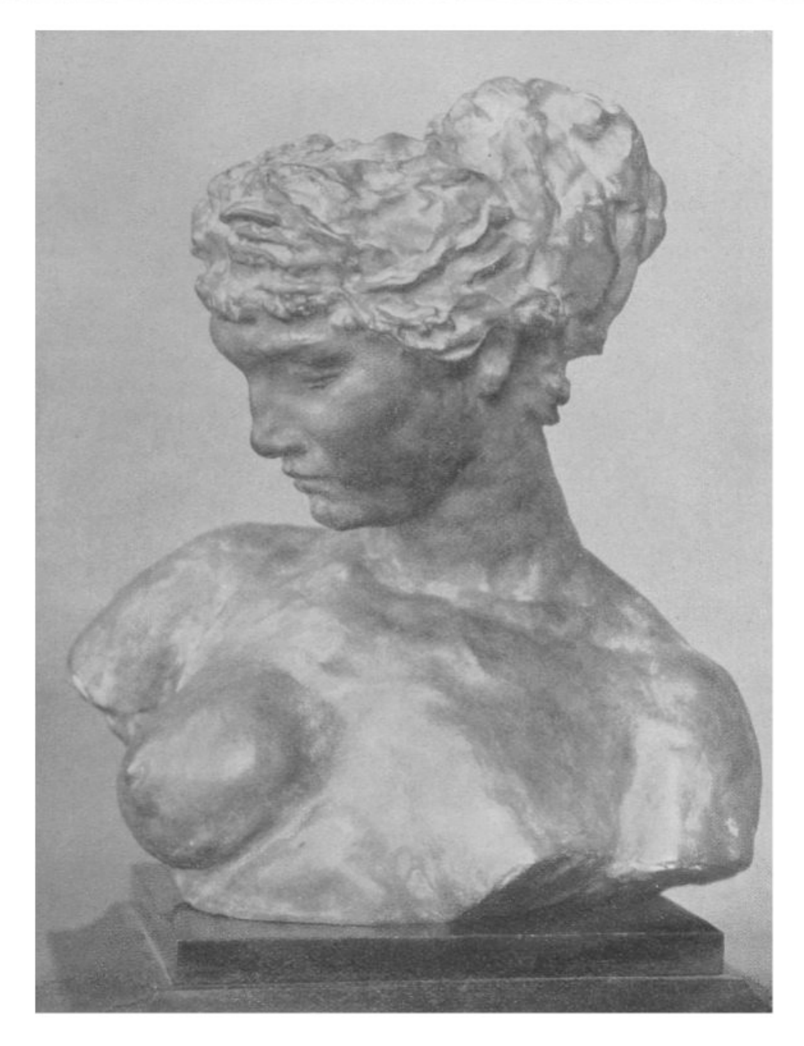
Breslauer Privatbesitz

R. Yrurtia
Römerin

den Ehrendoktor verlieh; der in dem Betrachter nachwirkende Schwung wird durch die äußerst effektvoll gewählte Farbe kräftig unterstützt und gesteigert.

Trefflich sind die Beispiele des Figurenbildes, der Darstellung des Menschen in der Natur. Claude Monet, der Bahnbrecher der modernen Malerei, der noch in rüstigem Greisenalter in Giverny an der Seine in Frankreich lebt, befindet sich in der Sammlung Sachs in Gesellschaft der großen Franzosen Courbet, Dupré, Pissarro, Sisley u. a. „C'est du reste une oeuvre de jeunesse, comme la date l'indique . . .“ schrieb er bescheiden auf unsere Bitte, die Reproduktion dieses Bildes zu gestatten. (Beilage Nr. 35) Als 28jähriger, im Jahre 1868, hat er diesen jungen Aristokraten, seinen Freund Jacquemont du Donjon, gemalt, also zwei Jahre, nachdem das herrliche, in der Berliner Nationalgalerie befindliche Bild: Kirche St. Germain-L'Auxerrois in Paris entstand. Wie das Licht auf dem Gartenpfade malerisch spielt, wie der blaue Sonnenschirm sich gegen das grüne Laub der Bäume absetzt, wie unerhört lebendig dieser Jagdhund gemacht ist, das hat mich verblüfft, als ich das Bild zum ersten Male in der Villa von Carl Sachs kennen lernte, und hat mich gefesselt, so oft ich es während der Dauer der Ausstellung sah.

Ein Gegenstück von ausgesprochen französischem Geschmack ist der weibliche Akt in der Landschaft, den der Maler J. Courvoisier: „Reflets“ benannt hat. Das schöne Bild macht dem Künstler ebenso wie dem Besitzer, Herrn Alfred Hamburger, alle Ehre. Denn von den vielen Hunderten, die vor zwei Jahren das Werk in der Ausstellung des Münchener Glaspalastes sahen, hatte kein anderer gewagt, den geforderten billigen Preis dafür anzulegen. Kein bekannter Name, wie bei einem Werke Monets, war der Fürsprecher. Als der Käufer dann den Künstler, der in



Breslauer Privatbesitz

Bernhard Hoetger
Fécondité

der Nähe von Genf lebt, brieflich ersuchte, ihm mitzuteilen, ob er ein Greis oder ein Jüngling sei, welchen Studiengang er durchgemacht habe usw., erhielt er den liebenswürdigen Bescheid: „je suis un débutant dans les arts, votre tableau est le premier, que j' aie exposé en dehors d' expositions locales suisses et j' ai été enchanté du succès qu' il a obtenu en Allemagne". Weiter teilte er mit, daß er 25 Jahre alt sei, in München und Paris studiert habe und sich seit einiger Zeit mit Glasmalerei beschäftige. Man wird nicht fehl gehen, den Einfluß dieser schönen Kunst „si bien fait pour un artiste aimant la couleur" in dem Bilde wiederzufinden.

Vielleicht können wir keinen stärkeren Gegensatz zu der Behandlung der Landschaft mit Figuren in der französischen Kunst finden, als den famosen Spitzweg der Sammlung Carl Sachs: „Ernte", der das Landschaftsbild mehr im Sinne des Genre behandelt und das reizende Ovalbild: „Sommerfrische" im Besitz des Herrn Egmont Frey, worin der Künstler dem Naturbilde einen Anflug von Sentimentalität verleiht, der zu dem jungen Paare und dem Kätzchen im Vordergrunde gut paßt. Dieses letzterwähnte Bild stammt nicht, wie der Katalog leider irrtümlich berichtete, von Julius Scholtz, dem Schöpfer des „Aufrufs Friedrich Wilhelm des Dritten" in unserer Galerie, sondern von dessen jüngerem Bruder und Schüler Moritz Scholtz (1837—1908), dessen künstlerische Begabung durch schweres körperliches Leiden nicht zu voller Entfaltung kam. Uebrigens soll in dem Bilde der Landschafter Adolf Dreßler porträtiert sein, dessen Ateliernachbar Moritz Scholtz in Breslau Ende der 60er Jahre war.

Herrn Dr. Paul Schottländer gehört das Werk von Andreas Parladé: „La muerte del



Breslauer Privatbesitz

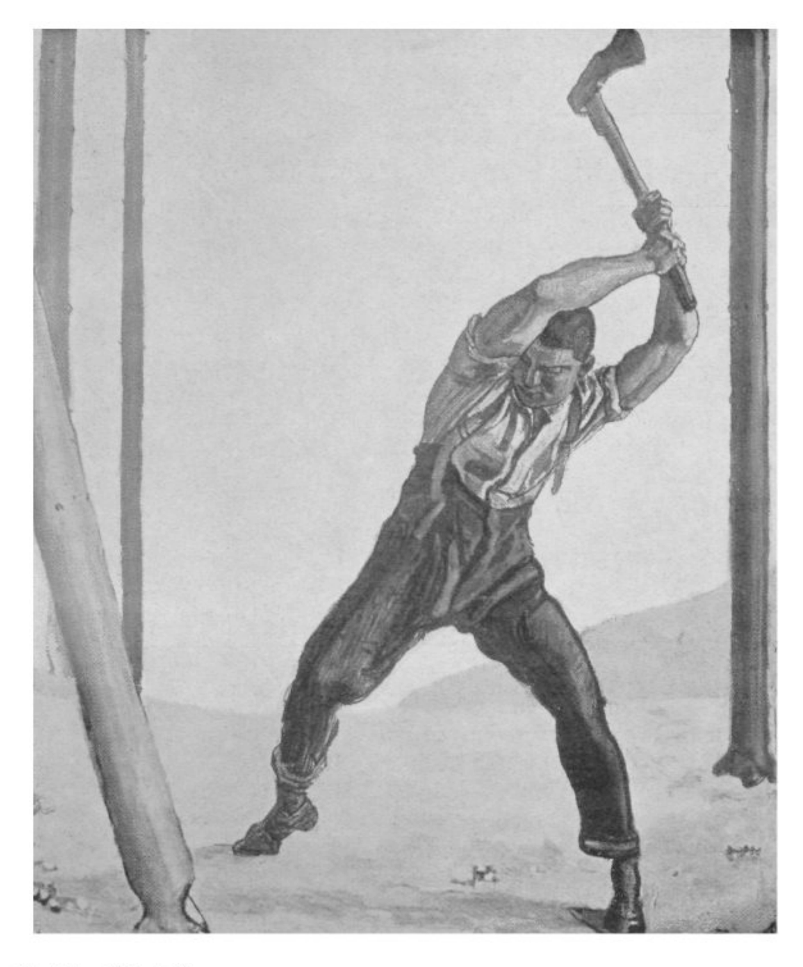
Arthur Kampf
Französischer Grenadier

toreador Espartero", in welchem die durch den geöffneten Vorhang sichtbare bunte Menge wirksam kontrastiert mit dem düsteren Vorgang in der Kapelle, wo der zu Tode getroffene Stierkämpfer in den Armen seines Weibes und eines Freundes vor dem Priester die Beichte ablegt.

Mit einem prachtvoll gemalten holländischen Interieur: „In der Küche" von Max Liebermann, das Herrn Georg Kißling gehört, (Beilage Nr. 34) schließe die Besprechung der Gemälde, und es sei hierzu nur bemerkt, daß die übrigen aus dem Breslauer Privatbesitz gezeigten Werke des Künstlers einen schweren Stand neben diesem Meisterwerk aus älterer Zeit hatten.

Der plastischen Kunst fiel nur eine schmückende Aufgabe in der Ausstellung zu, weshalb wohl auch auf Stücke, denen ein selbständiger Kunstwert fehlt, nicht durchweg verzichtet war. Immerhin bot auch hier die Ausstellung Neues und Interessantes. Als Beispiele seien zwei weibliche Köpfe gewählt, die sich im Besitz des Herrn Dr. Kurt von Eichborn befinden. Beide sind nur in wenigen Exemplaren in Paris gegossen. Es sind dies: „Fécondité" von Bernhard Hoetger, einem Künstler, der durch seine Werke in der Münchener Sezession vor einigen Jahren bei uns bekannt wurde, und der klassische Kopf einer jungen Römerin von R. Yrurtia, einem in Paris tätigen Argentinier.

Eine Anzahl guter Handzeichnungen und Aquarelle füllten das kleine letzte Zimmer, das zu den von Herrn Lichtenberg überlassenen Räumen gehörte. Von den Zeichnungen sei hier die dem Verfasser gehörende Detailstudie von Arthur Kampf wiedergegeben, eine sorgfältig angelegte Vorarbeit zu dem französischen Grenadier, der in dem großen Historienbilde „1812" in Farben ausgeführt ist. Dieses Gemälde, das die Stadt Breslau vor

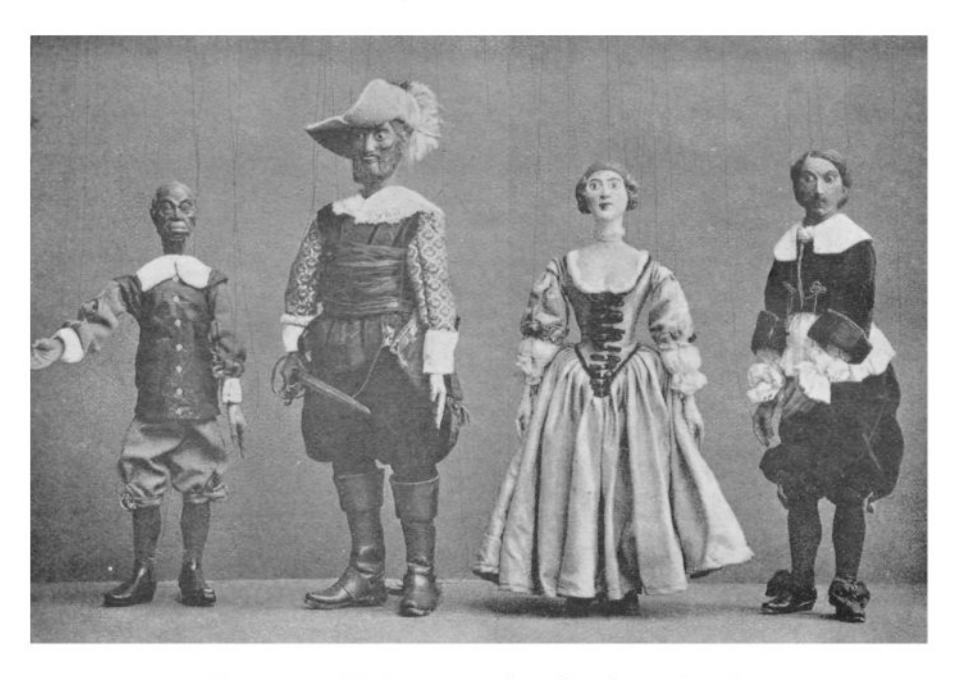


Breslauer Privatbesitz

Ferdinand Hodler
Holzfäller

einigen Jahren gewann, schmückt bekanntlich den Vortragsaal des Kunstgewerbemuseums und wird durch die für 1913 geplante Jahrhundertausstellung erst zu seinem vollen künstlerischen Recht gelangen.

Die gewählten Proben müssen genügen, um von der interessanten Ausstellung sowie von dem Niveau des Breslauer Kunstbesitzes eine Vorstellung zu vermitteln. Es erübrigt sich noch, aus den hier gemachten Erfahrungen einige allgemeine Folgerungen zu ziehen. Zweifellos hat sich der Kunstsinn und das Verständnis für das Echte bei dem Publikum in den letztverflossenen Dezennien bedeutend gehoben. Vielleicht darf man in dieser erfreulichen Tatsache eine Einwirkung der Museen, eine Folge der gesteigerten öffentlichen Kunstpflege erkennen. Darum verdienen diese Bildungsinstitute, die den unverrückbaren Maßstab des Geschmackes darstellen, die aufmerksamste Pflege und Förderung durch die reiche Bürgerschaft. Wohl ist auch bei uns der erste Schritt durch den Zusammenschluß zahlreicher Kunstfreunde getan, aber mancher Wunsch bleibt noch unerfüllt. Wenn die Museen nicht nur der Repräsentation dienen sollen, also, wenn man nicht nur einen kostbaren Empfangsalon für fremden Besuch unterhalten, sich selbst aber mit dürftigen Hinterzimmern begnügen will, so müßten weite Kreise der Bürgerschaft dafür interessiert werden. Nur dann wird sich die ästhetische Kultur in Stadt und Provinz heben. Vielleicht könnte auch hier ein wenig soziale Fürsorge, eine Art geistiger Hygiene unserer hastenden und jagenden Generation nicht schaden. Wäre es der großen Anzahl der gebildeten Beamten und Angestellten auch nur einmal in der Woche möglich, den öffentlichen Kunst-Instituten in Ruhe mehrere Stunden zu widmen, dann würden die Museen der Erfüllung ihres wahren Zweckes näherkommen und jedes für sie gebrachte Opfer durch geistigen Gewinn belohnen.



Puppen des Marionettentheaters Münchener Künstler

Von Nah und Fern

Marionetten

Die stärkste Anziehungskraft künstlerischer Art dürfte während der diesjährigen Breslauer Festwoche (18. bis 25. Juni) das Marionettentheater Münchener Künstler bilden, für das auf der Festwiese im Scheitniger Park ein eigener, zierlicher Theaterbau errichtet wird. Der Leiter des Unternehmens, Schriftsteller Paul Brann, ein Schlesier von Geburt, hat im Verein mit hervorragenden Künstlern Münchens eine heitere und feine Kunstform, die seit langen Jahrzehnten nur noch ein klägliches Dasein fristete, zu neuem Leben erweckt. Dies geschah vorerst durch die Beschaffung künstlerisch vollendeter Puppen, die zugleich entsprechend den Fortschritten der Technik fein nuancierte Bewegungs- und Ausdrucksmöglichkeiten bieten; Künstler wie Ignatius Taschner, Josef Wackerle und Jakob Bradl beschäftigten sich damit und schufen die kleinen Meisterwerke, von denen wir einige abbilden, die auch im vorigen Jahre im Herbstsalon des „Grand Palais“ das Entzücken der Pariser Gesellschaft und Presse bildeten. Demgemäß wurden auch die Dekorationen und Szenerien in künstlerisch vornehmem Stile entworfen, und eine kleine Drehbühne konstruiert, die Theaterwunder von der größten, technischen Schwierigkeit ermöglicht. Gleichbedeutend mit der äußeren künstlerischen Reform war die Erwerbung eines künstlerischen Repertoirs, das der Puppenspielkunst einen literarisch und musikalisch wertvollen Charakter verleiht. Die Schauer- und Räubergeschichten, die Hanswurstiaden mit ihren derben und nicht immer geschmackvollen Einfällen sind verschwunden, und an ihre Stelle sind kleine, heitere Werke von Geschmack getreten. Es wurde auf August Mahlmann, der Anfang des 19. Jahrhunderts „Lustige und kurzweilige Aktionen für große und kleine Puppen“ herausgegeben, wie auf die Märchenspiele des Franz Grafen von Pocci zurückgegriffen; Märchen von Andersen und sogar ein Erzeugnis der jüngsten Literatur, „Der tapfere Cassian“ von Arthur Schnitzler wurden verwertet. Dann aber wurde der Marionettenbühne ein ganz neues Gebiet erschlossen, das Singspiel und die komische Oper. Werke von Mozart, Pergolese, Offenbach und Adam errangen in diesem neuen Gewande ungeahnte Erfolge. Eine abwechslungsreiche Reihe dieser kleinen graziösen Werke soll nun während der Breslauer Festwoche unter der persönlichen Leitung Paul Branns dem Publikum vorgeführt werden. P. O.

Breslauer Kunstschulen

Die **Königliche Kunst- und Kunstgewerbeschule** in Breslau führt von jetzt ab die Bezeichnung Königliche Akademie für Kunst- und Kunstgewerbe. Eine Aenderung in der Organisation und Arbeitsweise der Kunstschule bedeutet der neue Name nicht. Auch in Zukunft wird auf den kunstgewerblichen Unterricht und die Unterhaltung der Werkstätten besonderes Gewicht gelegt werden.

Ein vor kurzem erst vollendetes Erzeugnis der unter Leitung und Mitarbeit von Wanda Bibrowicz stehenden Werkstatt für Weberei ist jetzt in der großen Berliner Kunstausstellung ausgestellt: ein Wandteppich für den Festsaal des Königl. Regierungsgebäudes in Breslau, nach einem Entwurfe von Professor Max Wislicenus. Im „Tag“ waren an dem Teppich folgende Vorzüge gerühmt: eine sichere, ungezwungene Komposition, die im Farbengeflecht möglichst starke Akzente bevorzugt, und eine tadellose Beherrschung des Handwerklichen. Der ganze Teppich mißt drei Meter im Quadrat. Ueber vier lebensgroßen Figuren (Männer und Frauen), die vor einer mit Häusern und Springbrunnen belebten Landschaft über eine blumige Wiese dahinschreiten, schweben Putten, die einen Blumenkranz halten: eine Phantasie, über der eine heitere Feststimmung liegt. Dabei berührt es sehr sympathisch, daß der dekorative Charakter des Wandteppichs in jeder Beziehung gewahrt ist. Alles ist groß gesehen und groß wiedergegeben. Nichts Kleinliches stört den freien Rhythmus der Figurengruppe. Mit anderen Worten, die Verfertiger haben kein gewirktes Staffeleibild geschaffen, sondern eben einen Wandteppich,



der unter eigenen Voraussetzungen konzipiert ist. Als technisches Kuriosum mag übrigens noch hervorgehoben sein, daß in das bunte Farbenspiel des Teppichs auch vielfach Aluminiumfäden hineingewebt sind.

Die **Breslauer städtische Handwerker- und Kunstgewerbeschule** hat infolge ihrer ungünstigen Raumverhältnisse noch wenig Gelegenheit gehabt, durch „Schülerarbeitenausstellungen" über ihre Aufgaben, Ziele und Erfolge aufzuklären. Deshalb ist sie auch trotz ihres zehnjährigen Bestehens den Breslauer Einwohnern ziemlich unbekannt geblieben. In vielen Fällen wird sie mit der gewerblichen Fortbildungsschule verwechselt, oder es wird in ihr ein Ersatz der Meisterlehre erblickt. Fortbildungsschule und Meisterlehre müssen jedoch in der Regel erledigt sein, ehe der Eintritt in die Handwerker und Kunstgewerbeschule erfolgen kann. Was also Meisterlehre und Fortbildungsschule bei allen Lehrlingen vorbereiten, das findet bei denjenigen Gesellen, die sich zum Meister entwickeln wollen, in der Handwerker- und Kunstgewerbeschule seine Fortsetzung und Vollendung.

Für den Besuch des Tagesunterrichtes der Handwerker- und Kunstgewerbeschule kommen naturgemäß die Angehörigen rein technischer Berufe, für deren Förderung Sonderschulen bestehen, nicht in Frage, desgleichen auch nicht die Angehörigen aller derjenigen Berufe, in denen die Fortbildungsmöglichkeit in ausreichendem Maße in der Praxis noch vorhanden ist. Der Tagesunterricht wird deshalb hauptsächlich von Kunsthandwerkern — Innenarchitekten, Möbeltischlern, Holz- und Steinbildhauern, Malern, Kunstschmieden, Gold- und Silberarbeitern, Graveuren, Ziseleuren,



Puppen des Marionettentheaters Münchener Künstler

Buchdruckern, Lithographen, Buchbindern, Angehörigen der keramischen und textilen Gewerbe u. a. m. — besucht.

An das Können der Kunsthandwerker werden heute infolge der beachtenswerten Höhe, zu welcher sich unser Kunstgewerbe wieder durchgerungen hat, erhebliche Forderungen gestellt, die sich nur dann erfüllen lassen, wenn sich zur praktischen Tüchtigkeit guter Geschmack gesellt. Im Unterricht der Handwerker- und Kunstgewerbeschule wird demnach neben der Pflege guter Qualitätsarbeit die Geschmacksbildung verfolgt. Die Schüler werden auf der Grundlage der genauen Kenntnis des Arbeitsmaterials, der Konstruktionsformen und Ausführungstechniken sowie eines gründlichen Naturstudiums zum „selbständigen Gestalten" angeleitet und schließlich dahin geführt, bei der Formengebung unter strenger Anpassung an die Materialeigenschaften den Gebrauchszweck klar und einfach auszusprechen. Dieses Ziel kann jedoch selbst von gut veranlagten und sehr fleißigen Schülern nur durch einen längeren, mehrjährigen, vollen Besuch des Tagesunterrichts erreicht werden. Leider sind viele Schüler nicht bemittelt genug, um die aufgenommenen Studien an der Schule zu Ende zu führen. Immerhin gewinnt ein großer Prozentsatz derjenigen, die die Schule vorzeitig verlassen müssen, eine ausreichende künstlerische Grundlage, die sie befähigt, ihren Weg im praktischen Leben zu finden und voran zu kommen.

Leichter, schneller und sicherer wird dieser Weg allerdings von denjenigen gefunden, die die Schule so lange besuchen können, bis sie deren Ziel erreicht haben. Eine Umfrage nach den Erfolgen im praktischen Leben der von der

Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule abgegangenen Schüler ergab, daß sich viele von ihnen in gut bezahlten und geachteten Stellungen großer Firmen des In- und Auslandes befinden; einige nehmen bereits leitende Stellungen ein, andere haben sich selbständig gemacht, mehrere haben sich der hohen Kunst zugewandt und ihre Studien an der Akademie der bildenden Künste in Berlin fortgesetzt; drei ehemalige Schüler haben sich dem Lehrerberuf zugewandt und Anstellung als Fachlehrer gefunden. An die Schule gelangen häufig Anfragen nach tüchtigen Kräften und nicht immer ist sie in der Lage, solche in ausreichender Zahl aus den Reihen ihrer Schüler nachweisen zu können.

Es wäre zu wünschen, daß es der Breslauer Handwerkerschule, die erst kürzlich mit Genehmigung des Ministers für Handel und Gewerbe die Bezeichnung „Handwerker- und Kunstgewerbeschule" erhalten hat und dadurch ihre seit langer Zeit auf kunstgewerblichen Gebieten verfolgte Arbeit anerkannt sieht, beschieden sein möge, in Breslau den durch das Bedürfnis bedingten Ausgleich in der Berufswahl herbeizuführen. Mit der Durchführung der Absicht des Magistrats, für diese Schule einen Neubau zu errichten, wird es ihr zweifellos viel leichter als jetzt werden, die hiesige Jugend für die werktägigen Berufe anzuregen.

Schlesische Künstler

Am 16. April ist in München der Maler Professor Joseph Weiser gestorben, dessen Name zwar im Konversationslexikon steht, vielleicht später aber nicht in allen Kunstgeschichten verzeichnet sein wird. Eine zeitlang allerdings, gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde sein Name als Genremaler viel genannt, namentlich als seine „Unterbrochene Trauung" in Deutschland und Amerika rundreiste. Die Galerie in Dresden besitzt ein Bild „Klosterverteidigung" von ihm. Er ist am 10. Mai 1847 in Patschkau geboren, war erst Kaufmann, dann Schüler der Münchener Akademie, von 1872 ab insbesondere der Schule von Wilhelm von Diez. Nach fünfjährigem Studium bei ihm arbeitete er in einem eigenen Atelier.

Die Berliner Sezession

Unprogrammatisch wie die Eröffnungsrede Corinths ist die diesjährige Sommerausstellung der Berliner Sezession. Man erkennt wieder einmal, daß gute oder schlechte Vereinspolitik nicht gerade identisch ist mit guter oder schlechter Kunst. Vielleicht wollte man auch, um Einheitlichkeit zu markieren, absichtlich allzu starke Verschiebungen vermeiden, jedenfalls sind es wiederum die Liebermanns, Corinths und Slevogts, die der Schau beherrschend das Gepräge geben. Slevogt brauchte diese Sonderausstellung, die ihm die Sezession ermöglichte, um das mit mannigfachen Schwächen behaftete Hörselbergpanorama vom vorigen Jahre in Vergessenheit zu bringen. Seine Bildnisse zeugen von einem flotten, schnell begeisterten Temperament, das sich mit elegantem Schmiß und einer Gewandtheit im Technischen über sein Thema hermacht. Besonders die Figur eines Offiziers ist mit prickelnden Reizen ausgestattet. Sie ist ziemlich frei von dem Einschlag an Routine, der mitunter diese gespachtelten Farbenklümpchen durchsetzt. Recht lebendig hingestrichen sind die Augenblicksbilder aus dem bayrischen Hoflager, in denen die Frische des Skizzenhaften sprüht. Corinth, der neue Präsident, hat sich diesmal selbst überboten in einem Stilleben, das von einer wohligen, malerisch ganz bezwungenen Sinnlichkeit klingt. Liebermann entbehrte dagegen etwas von diesem restlos Ueberzeugenden, was wir sonst an ihm zu schätzen gewohnt sind. Von den Jüngeren tritt am sichersten Waldemar Rösler mit einem Teltowkanalufer auf; an figürliche Versuche wie Hagars Abschied sollte er seine Kraft lieber nicht verzetteln. Brandenburg, der einen bemerkenswerten Akt zustande gebracht hat, kann sich in einer Kreuzigung noch immer nicht losmachen von jener unechten Farbenromantik, die wie Beckmanns große Kompositionen kraftmeierisch wirkt. In der Nachbarschaft mit Hodler zerstäuben beide wie Schaumblasen. Ein eigener, mit Glacéhandschuhen anzufassender Geist ist Pascin, der aus einem ästhetischen Betrachtungen weit entrückten Milieu Bilder geholt hat, die die künstlerische Handschrift nicht verleugnen. Von den Plastikern wären zu nennen: Minne mit einer markig ausgeprägten Büste, Haller mit einer kapriziösen Frauenfigur und Engelmann, der trotz des eingeborenen reflektorischen Zuges seiner Schlummernden die Lebendigkeit der geschauten Form zu geben wußte. Aus Frankreich gab es außer drei guten Daumiers ein Kabinett jugendlicher Stürmlinge: die sogenannten „Expressionisten", die mit etwas Talent, in der Hauptsache aber mit forcierter Unreife anmarschieren. Die Sache selbst: im Bild zu einem bildnerischen Ausdruck zu gelangen, wird auf die Dauer nicht mit einer einfachen Handbewegung abzutun sein, wenn auch diese Waghälse bis auf ein oder zwei Ausnahmen der Vergessenheit anheimfallen dürften.

Westheim

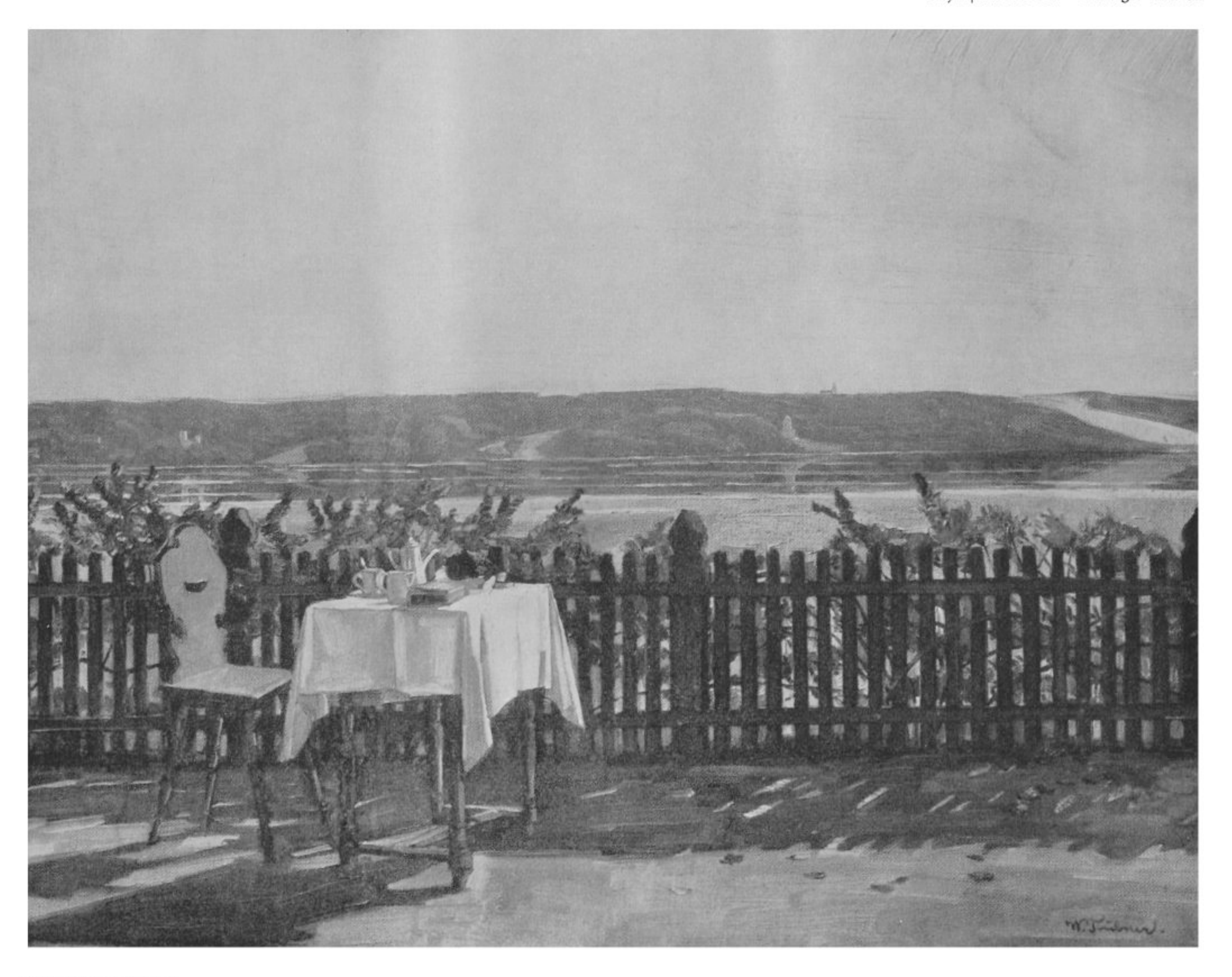
Illustrative Geister

Eine Weile mochte es scheinen, als ob die illustrativen Geister aussterben sollten. Das Buch wurde dem Graphiker, der seine Kunst selbständig, als eine Art novellistischer Lebensschilderer und nicht lediglich als Quellenstudium für das Bildermalen auffaßte, gesperrt. Gesperrt von der Sachlichkeit der Typographen und Kalligraphen, die ihren Wert hat, solange sie nicht zum Dogma erstarrt. Von allen Seiten spürt man neuerdings ein Aufbegehren gegen diese Einseitigkeit. Die jungen Zeichner melden sich zum Wort. Slevogt und Corinth sind ihnen mit trefflichen Beispielen vorangegangen. In München wurde die Zeitschrift „Licht und Schatten" begründet, die ihnen ein Forum bieten möchte. Einzelne Verlagsanstalten, vor allem Hans von Weber und Albert Langen haben auch bereits begonnen, neue Illustratorentalente zu entdecken.

Die breitere Oeffentlichkeit hat wohl am schnellsten Notiz genommen von Heinrich Kley, von seinen ausgelassenen Skizzenbüchern, in denen Affen, Elefanten, Rösser und faunisches Allerweltsgesindel sich beinahe so närrisch betragen wie die Menschen. Er ironisiert leicht, streift mit grotesker Zuspitzung ganz aktuelle Probleme und verkappt sie doch wiederum in launige Viechereien. Eine unbekümmerte und urwüchsige Sinnlichkeit tollt sich aus in nervösen, hastig hingehauenen, durcheinandergequirlten Strichen, in denen sein eigentlicher Esprit steckt.

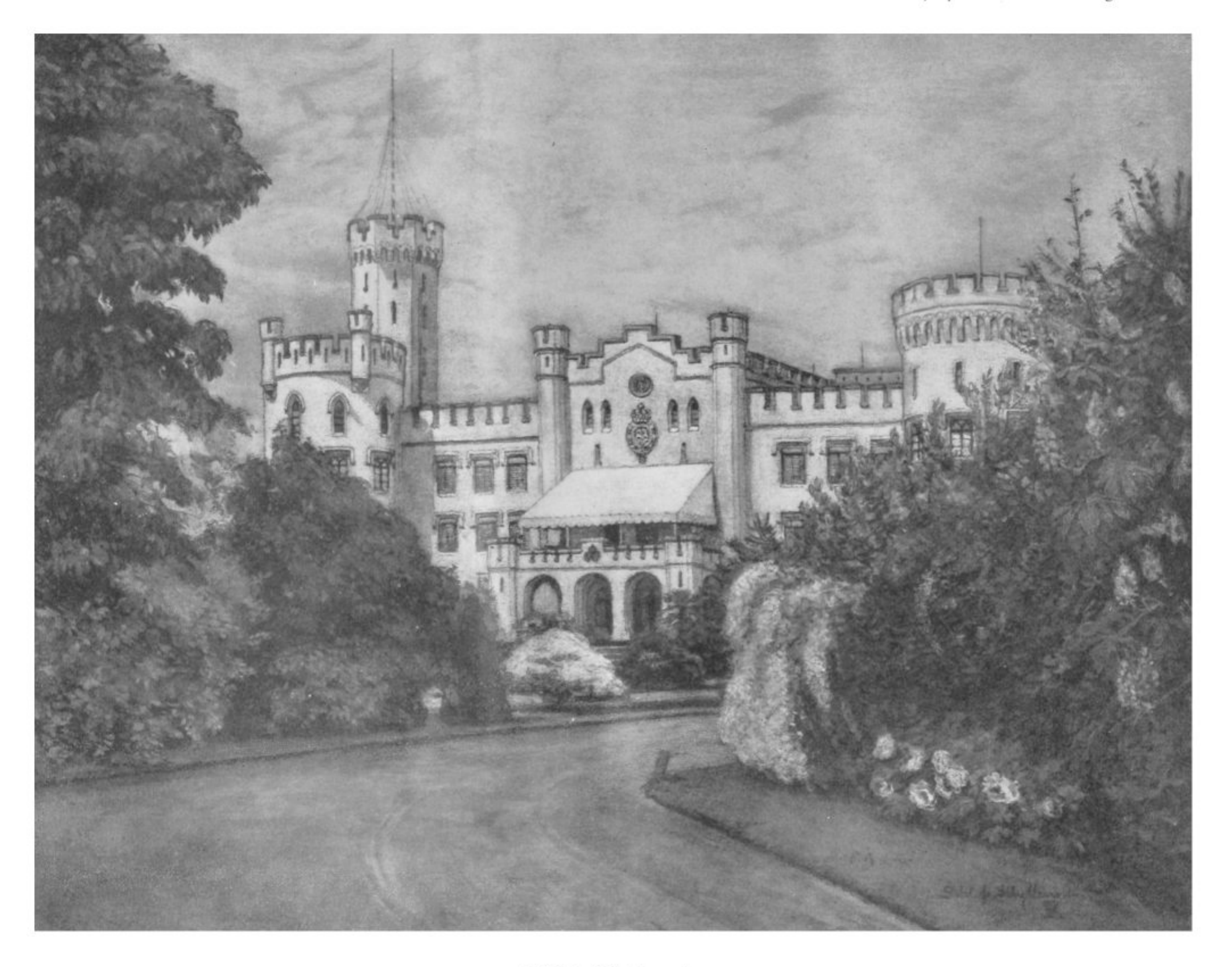
Emil Preetorius, der etwa gleichzeitig hervorgetreten ist, hat in der Silhouette eine Anknüpfungsmöglichkeit gefunden. Neben den Schattenrissen des Königsberger Wolff sind seine Zeichnungen das Beste, was uns diese heute schon wieder überwundene Mode erbracht hat. Seine Illustrationen zum Peter Schlemihl (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München), diese delikaten gelben Flecken auf dem weißen Untergrund, haben ihm einen Ruhm eingetragen, der nicht unverdient ist, weil er in die Kontur und die Fläche persönliche und moderne Stimmung hineinzulegen verstand. In scherzhaften Abbildungen zu Claude Tilliers: Onkel Benjamin (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München), dieser englisch-deutschen Spaßhaftigkeit eines Franzosen, hat er jene Art noch um eine Pointe zu erweitern gesucht. Scheinbar fehlt es ihm sogar nicht an Beweglichkeit, um über die Silhouette hinauszuwachsen. Ab und an tauchen noch weitere Namen wie Woelfflе, Lambert, Scheurich, Walo von May u. a. auf, die alle dieses Streben nach einer neuen illustrativen Graphik dokumentieren.

Westheim



Breslauer Privatbesitz

Wilhelm Trübner
Am Starnberger See



Schloß Sibyllenort
Nach einer farbigen Radierung von Robert F. K. Scholz